

DAS SOZIALE SCHICKSAL IN DEN NOVELLEN THEODOR STORMS

.....

deur

CHRISTOPHER GODFREY THEODORE

ANDERS.

Voorgelê ter vervulling van 'n deel van die vereistes  
vir die graad Magister Artium in die Fakulteit  
Lettere en Wysbegeerte.

Universiteit van Pretoria,  
Pretoria.

September 1957.

## V O R W O R T

---

Die Aufgabe dieser Arbeit ist das soziale Schicksal in den Novellen Theodor Storms näher zu untersuchen. Und zwar beschränke ich mich vor allem auf die Novellen: „Im Schloss“, „Auf dem Staatshof“, „Auf der Universität“, „Zur Chronik von Grieshuus“ und „Ein Doppelgänger“.

Eine knappe Darstellung über Storms Leben, sein Wirken und seine Weltanschauung wäre angebracht zum besseren Verständnis der Werke.

Meinem Promotor, Herrn Dr.J.A.E. Leue, der mir die erste Anregung zu dieser Arbeit gab, möchte ich hiermit meinen verbindlichsten Dank aussprechen für manche wertvolle Hinweise und Verbesserungen.

I N H A L T

---

	SEITE
I. STORMS LEBEN . . . . .	1
II. STORMS NOVELLEN . . . . .	5
III. STORMS WELTANSCHAUUNG . . . . .	12
IV. " IM SCHLOSS " . . . . .	19
V. " AUF DEM STAATSHOF " . . . . .	32
VI. AUF DER UNIVERSITÄT " . . . . .	39
VII. " ZUR CHRONIK VON GRIESHUUS . . . . .	48
VIII. " EIN DOPPELGÄNGER " . . . . .	62
IX. RÜCKBLICK . . . . .	80
X. BIBLIOGRAPHIE . . . . .	85

-000-

- 1 -

S T O R M S      L E B E N  
-----

S T O R M S      L E B E N .  
-----

Zu Husum in Holstein, „der grauen Stadt am Meer“, wurde Theodor Storm am 14. September 1817 als Sohn eines Advokaten geboren. Seine Mutter, eine geborene Woldsen, kam aus einem der stolzen friesischen Kaufmanns- und Patriziergeschlechter, die Husum im 17. und 18. Jahrhundert zu einer blühenden Handelsstadt erhoben hatten.<sup>1)</sup>

Die Heimat, in der er die längste Zeit seines Lebens verbrachte, hatte für Storms Kunst grosse Bedeutung. Sein ganzes Sinnen und Sehnen blieb ihr zugewandt. Seine beste Kraft wurzelte in der Landschaft und in dem Volkstum seiner Heimat. Aus Heideduft und Nordseebrisen gewoben sind seine Lieder und Novellen. In ungestörtem Glück verflossen seine Kinderjahre. Die üppigen Marschwiesen, die einsamen Moore, das nahe Meer mit seinen Inseln, Watten und Deichen, die Geest mit ihren Kiefern und ihrem braunroten Heidekraut, die alten Bauwerke der Stadt, besonders die zerfallenen, und die weitere Umgebung, - das alles bot den Spielen und der Phantasie des Knaben jenen Stoff, den später seine Kunst ganz erschloss und gestaltete. Vor allem zeigte er sich ausserordentlich empfänglich für alle Märchen, Geschichten und Sagen, die in dem Volke seiner Heimat in so grosser Mannigfaltigkeit lebten. Davon hat er in seinen Novellen vollen Gebrauch gemacht.

„Erzogen“, schrieb er im Alter (1873) an Ernst Kuh, „wurde wenig an mir; aber die Luft des Hauses war gesund; von Religion oder Christentum habe ich nie reden hören; ein einzelnes Mal gingen meine Mutter oder Grossmutter wohl zur Kirche, oft war es nicht; mein Vater ging gar nicht, auch von mir wurde es nicht verlangt; ich habe durchaus keinen Glauben aus der Kindheit her, weiss also

---

1) Stuckert: Theodor Storm. Der Dichter in seinem Werk.  
S.12.

auch in dieser Beziehung nichts von Entwicklungskämpfen; ich staune nur mitunter, wie man Wert darauf legen kann, ob jemand über Urgrund und Endzweck der Dinge dies oder jenes glaubt oder nicht glaubt." 1)

Bis zum neunten Lebensjahr besuchte Storm die sogenannte Klippschule zu Husum. Als Achtzehnjähriger verliess er Husum, um in Lübeck auf dem Katharineum Gymnasium seine Schulbildung abzuschliessen. Zwei Jahre später ging er nach Kiel, um Jura zu studieren, und dann bezog er die Universität Berlin und beendete seine Studien in Kiel. Dort schloss er mit den Brüdern Tycho und Theodor Mommsen und mit Karl Müllenhoff Freundschaft. In dieser Zeit nahmen die Freunde, besonders Storm, die Poesie des von Theodor Mommsen entdeckten Mörrike begeistert in sich auf. Storm und die beiden Brüder Mommsen, seine Landsleute, wollten eine Sammlung schleswig-holsteinscher Sagen und Märchen herausgeben, von denen sie dann auch später (1844) einige in Biernatzkis „Volkskalender für Schleswig-Holstein und Lauenburg“ veröffentlichten. Die Fortsetzung brachte Müllenhoff in seinen „Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg“. Biernatzki war es, dessen Bitte um einen poetischen Beitrag in Prosa Storms novellistischer Kunst den entscheidenden äusseren Anstoss gab. Zuerst erschien neben Gedichten im „Volkskalender“ 1847 die Skizze „Marthe und ihre Uhr“; 1850 folgten u.a. „Immensee“ und das „Oktoberlied“. Schon vorher (1843) waren im „Liederbuch dreier Freunde“ Gedichte Storms und der Brüder Mommsen erschienen.<sup>2)</sup>

Im Jahre 1843 liess Storm sich als Advokat in Husum nieder und vermählte sich drei Jahre später mit seinem Mühmchen, Constanze Esmarch aus Segeberg, an die er

---

1) Oehlke: Die deutsche Literatur seit Goethes Tode.S.463  
2) Oehlke: Die deutsche Literatur seit Goethes Tode.S.464

poesieerfüllte Briefe in der Brautzeit gerichtet hat. Das junge Eheglück wurde bald durch die schleswig-holsteinischen Kriegswirren gestört. Als die gute Sache Holsteins nach der Schlacht bei Idstedt am 25. Juli 1850 unterlag, war in dem nunmehr dänischen Lande für Storm, der aus seiner deutschen Gesinnung kein Hehl gemacht hatte, kein Platz mehr.<sup>1)</sup>

Da er sich als Rechtsanwalt immer wieder für seine Landsleute gegen die dänische Regierung einsetzte, wurde ihm die Erlaubnis zur Ausübung seines Berufes entzogen und damit die Lebensgrundlage genommen. Er konnte und wollte nicht in der Heimat leben, in der die „fremde Sprache“ herrschte, und so musste er in die Fremde, ins „Elend“ ziehen.<sup>2)</sup>

Storm trat 1853 beim Kreisgericht in Potsdam als Assessor ein. Im Jahre 1856 wurde er Kreisrichter in Heiligenstadt. Acht Jahre war er dort geblieben. Nach dem siegreichen Vorgehen Preussens in 1864 rief ihn seine Vaterstadt als Landvogt zurück. Ein Jahr darauf starb seine Gattin. Seinen sieben Kindern gab er im folgenden Jahr eine neue Mutter, Dorothea Jensen. „Frau Do“, so nennt er sie in seinen Gedichten, ward ihm eine treue Gefährtin. Bis 1880 wirkte Storm als Amtsgerichtsrat in Husum. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er zu Hademarschen in Holstein und starb dort am 4. Juli 1888. Seinem Wunsch gemäss wurde bei dem Begräbnis kein Wort gesprochen und kein Geistlicher war anwesend. Aber die Glocken läuteten.<sup>3)</sup>

---

1) Biese: Deutsche Literaturgeschichte. Bd.3. S.272.

2) Stuckert: Theodor Storm. Der Dichter in seinem Werk. S.18.

3) Oehlke: Die deutsche Literatur seit Goethes Tode. S.473.

S T O R M S            N O V E L L E N

---

S T O R M S            N O V E L L E N  
-----

Die Mannigfaltigkeit der Wesensart der Gedichte Storms kehrt in seinen Novellen wieder. Seine ersten Novellen gingen ganz von der Lyrik aus. Es waren kleine, zarte Erinnerungs- und Stimmungsbilder, die kaum den Namen „Novellen“ beanspruchen.

Der erste Anlass, Erzählungen zu schreiben, trat von aussen an Storm heran, der - wie er selbst gern bekannte - sich immer in erster Linie als Lyriker gefühlt hat. Karl Bernhard Biernatzki, Rektor in Friedrichsstadt, bat ihn um Prosabeiträge für seine Szenen und Geschichten aus Schleswig-Holstein. In ihnen erschienen die ersten Prosaschöpfungen Storms, kleine, zarte Pastellbildchen, lyrische Stimmungen, in denen doch ein ganzes Leben mit Freud und Leid zusammengefasst ist. Typisch für diese feinen Lebensbilder, wie „Marthe und ihre Uhr“ (1847), „Im Saal“ (1848), „Posthuma“ (1849), „Ein grünes Blatt“ (1850) - die Storm 1851 in den „Sommergeschichten“ gesammelt vorlegte - ist die Novelle „Immensee“, die einzeln zuerst 1852 erschien, rasch beliebt wurde und noch heute die verbreitetste Schöpfung des Dichters geblieben ist.<sup>1)</sup>

Es war ein weiter Weg von den ersten Novellen zu den realistischen Werken seiner letzten Lebensjahre, an denen die kostbarsten Prosaschöpfungen uns erfreuen und die uns eine Welt voll bedeutender Gestalten und Schicksale eröffnen.<sup>2)</sup>

Die ersten Novellen sind meistens Spukgeschichten und Märchen, die, wahrscheinlich 1857, unter dem Titel „Am Kamin“ vereinigt wurden. In ihnen lebt das Grauen vor den Schicksalsmächten, ein dunkler Ton geheimnisvoller Gespanntheit und das Wissen um das Rätsel-

---

1) Biese: Deutsche Literaturgeschichte. Bd.3. S.279.

2) Biese: Deutsche Literaturgeschichte. Bd.3. S.282.

hafte und Tragische des Menschenlebens, - Züge, die Storm als Erbe nordischer Bauern und Seefahrer in sich trug und die ihm in Märchen und Sagen seiner Heimat immer wieder entgegen traten.<sup>1)</sup> Hier seien unter anderen die Novellen „Der kleine Häwermann“, „Hinzelmeyer“, „Die Regentrude“, „Bulemanns Haus“, „Der Spiegel des Cyprianus“ erwähnt.

Die nächste Stufe seiner Novellen kann man als Situations-Novellen beziehungsweise Problem-Novellen bezeichnen. Unter diesen haben wir „Auf dem Staatshof“, „Im Schloss“, „Immensee“, „In St. Jürgen“, „Im Saal“, „Späte Rosen“ und „Auf der Universität“.

Schliesslich wurden die tragischen Schicksals-Novellen in den Jahren 1871 - 1888 geschrieben, wie zum Beispiel „Aquis submersus“, „Hans und Heinz Kirch“, „Schweigen“, „Zur Chronik von Grieshuus“, „Ein Fest auf Haderslevhuus“, „Ein Doppelgänger“. Seine letzte Arbeit, kurz vor seinem Tode, war seine Meisternovelle „Der Schimmelreiter“.

In Storms Lyrik besitzen wir das, was man als Erlebnisdichtung bezeichnen kann. In den Novellen dagegen sind seine Erzählungen unabhängig von seinem Leben.

In einem Brief an Mörike sagte Storm: „Sobald ich recht bewegt bin, bedarf ich der gebundenen Form. Daher ging von allem, was an Leidenschaftlichem und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein. In der Prosa ruhte ich mich aus von den Erregungen des Tages; dort suchte ich grüne stille Sommereinsamkeit“.<sup>2)</sup>

Kindheitserinnerungen und alte Chroniken sind die typischen Grundlagen seiner Erzählungskunst. Die Personen, die er schildert, gehören durchweg bekannten bür-

---

1) Stuckert: Theodor Storm. Der Dichter in seinem Werk. S.91.

2) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben und seine Welt. S.229.

gerlichen Kreisen an.<sup>1)</sup> In seiner Novelle „Lena Wiess“ berichtete Storm über seine häufigen Besuche in der Milchwirtschaft und Bäckerei der Eltern Lenas, wo er aufmerksam auf die Märchen und Sagen horchte, die sie ihm erzählten und die er tief in sich aufnahm. Storm sagte: „Während nun Lena den Milchverkauf besorgte, hatte ‚Vader‘ den Kühen ihr letztes Futter vorgeworfen, ‚Moder‘ in ihrem Trog den Teig zusammengeballt und sorgsam zugedeckt: ich selbst war schon vorher in die Wohnstube gewiesen, in jenen engen, aber traulichen Raum, in welchem ich die schönsten Geschichten meines Lebens gehört habe.“<sup>2)</sup> Und diese geheimnisvollen Geschichten, in denen die Schicksalsmächte mit den Menschen in Berührung treten, hat Storm in seiner unvergleichlichen Erzählungskunst niedergeschrieben.

Das Thema der späteren Novellen bilden vorwiegend enttäuschte Liebe und verlorenes Glück, wie ersichtlich „Im Schloss“, „Auf dem Staatshof“, „Auf der Universität“, „Aquis submersus“, „Zur Chronik von Grieshuus“, „Ein Doppelgänger“, um nur einige seiner Werke zu erwähnen. Hier finden wir Konflikte psychologischer Art aus dem Eheleben, dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn (Hans und Heinz Kirch), zwischen Bruder und Bruder (Zur Chronik von Grieshuus).

Wir werden heimisch im nordischen Bürgerhause, bei dem reichen Handelsherrn, dem Patrizier und Senator oder dem Pfarrer, dem Arzte und dem Handwerker; wir gewinnen einen Einblick in die Welt der Junker auf ihren Landsitzen und in die der ‚kleinen Leute‘ auf dem flachen Lande; wir erleben die Seestadt mit Fischern und Schiffen und das Dorf mit seinen Bauern.<sup>3)</sup> Storm beschreibt die Natur in packender Weise. Wir sehen die Heide mit

---

1) Oehlke: Die deutsche Literatur seit Goethes Tode. S. 481.

2) Theodor Storm Werke. S. 262.

3) Biese: Deutsche Literatur Geschichte. Bd. 3. S. 282.

den Sträuchern und Blumen, hören den Gesang der Vögel - das herzliche und ermunternde Lerchensingen, den hellen Drosselschlag, die Nachtigallen, deren Gesang die Nacht erheitert - verspüren den Würzeduft des Harzes und den Hauch des jungen Lenzes, der durchs Fenster leuchtet, und wir vernehmen den Gesang der Heimchen am Herde, das Summen der Mücken, das Zittern und Flimmern der Luft im hellen Sonnenschein, das Rauschen des Windes und der Meereswellen.

Aus der Gegenwart schauen wir in die ferne Vergangenheit „Zur Chronik von Grieshuus“, „Aquis submersus“, „Ein Fest auf Haderslevhuus“. Die letztgenannte Geschichte spielt im vierzehnten Jahrhundert, während „Zur Chronik von Grieshuus“ und „Aquis submersus“ uns in das siebzehnte Jahrhundert versetzen.

Storm hat als getreuer Chronist noch einmal die untergehenden Epochen und Menschen dargestellt, ehe die unruhige, moderne Zeit sie wohl für immer vernichtete. Dieses Vergehen der geliebten Zeit, das Storm selbst erleben musste, bestimmte sicher zum grossen Teil den elegischen Ton seiner meisten Dichtungen.<sup>1)</sup>

Unter seinen tragischen Novellen sind wohl auch Storms höchste Leistungen zu suchen. Da sind zunächst die Liebesnovellen, die von dem Leid und frühen Tod liebender Mädchen berichten: „Auf dem Staatshof“ (1858), „Auf der Universität“ (1862).

Das Verhältnis zwischen Bruder und Bruder wird in der „Chronik von Grieshuus“ geschildert. In „Hans und Heinz Kirch“ sehen wir zwischen Vater und Sohn das Zerwürfnis, welches das Familienglück zerstört.

Eine für jene Zeit moderne Frage von sozialer Natur behandelt Storm in „Ein Doppelgänger“. In „Aquis

---

1) Biese: Deutsche Literaturgeschichte. Bd. 3. S. 283, 284.

submersus" gibt uns Storm ein Bild der Auseinandersetzung zwischen dem Proletariat und dem Adel. Den Titel der Novelle entnahm Storm der Unterschrift eines alten Gemäldes, das er in einer Dorfkirche entdeckt hatte. Das Bild stellte einen toten Knaben dar, worunter die Buchstaben c.p.a.s. standen, die der Dichter als „culpa patris aquis submersus" auslegte.

Die Krone in Storms Werken bildet seine letzte Novelle „Der Schimmelreiter". Storm kannte den Inhalt der Novelle aus einer Zeitschrift, die er als Knabe bei seiner Urgrossmutter gelesen hatte.<sup>1)</sup> Der Dichter erzählt darin, wie die Gestalt eines genialen Mannes, der sich aus kleinsten Anfängen zum Deichgrafen emporgearbeitet und mit der Erbauung eines neuartigen Deiches seiner dörflichen Gemeinschaft grossen Segen gebracht hat, in der Phantasie des Volkes allmählich zum unheimlichen Nachtgespenst umgedichtet wird. Die Gestalt des Schimmelreiters ist ein Sinnbild der ganzen friesischen Meereslandschaft und ihres Volkstums, der ewigen Unruhe, des Kampfwillens, der Schöpferkraft des nordischen Menschen.<sup>2)</sup>

Die Bedeutung von Storms Novellen liegt darin, dass er der hervorragendste Novellen-Schriftsteller war, der die deutsche Dichtung vor der Gefahr eines leeren Epigontums bewahrt hat. Der Stoff der klassischen Dichtung war in der Mitte des 19. Jahrhunderts so erschöpft und kraftlos geworden, dass er keine Hilfe mehr für das weitere Wachstum der Dichtung bot. Es ist eine bleibende Leistung der Dichter jener Zeit gewesen, dass sie eine neue Dichterkunst hervorbrachten, indem sie von dem Boden der gelebten Wirklichkeit ihren Stoff schöpften.

Storms Heimatland, Schleswig-Holstein, bot für

---

1) Oehlke: Die deutsche Literatur seit Goethes Tode. S. 486.  
2) Stuckert: Theodor Storm. Der Dichter in seinem Werk. S. 108.

eine solche Entwicklung einen besonders günstigen Boden.  
Hier lebte eine Unzahl von uralten Märchen, Sagen und  
Liedern als lebendiger Besitz im Volke. Von diesen hat  
Storm in seinen Novellen reichlich Gebrauch gemacht.

S T O R M S            W E L T A N S C H A U U N G

---

S T O R M      W E L T A N S C H A U U N G  
-----

Storm war durchaus ein Freidenker und stand grundsätzlich auf dem Boden wissenschaftlicher Erkenntnis.<sup>1)</sup>

In einem Brief an Emil Kuh schrieb Storm, dass er in seiner Kindheit ohne Religion und Christentum erzogen worden ist, und er fügte hinzu „Es ist mir daher weder von ihr (Lena Wies), noch sonst von irgend einer Seite von religiösen Glaubensdingen in meiner Jugend vorgeredet worden. Mir ist nie dergleichen oktroyiert; und das rechne ich zu dem Besten, was mir derzeit widerfahren ist“.<sup>2)</sup>

Seine Weltanschauung war, wie es der Härte und Unbedignheit seines Schicksalsglaubens entsprach, streng deterministisch ausgerichtet. Der Mensch stand im Zwange unabänderlicher Voraussetzungen und Handlungen, die seinen Weg eindeutig bestimmten. Eine Freiheit der Wahl gab es dabei nicht oder doch nur innerhalb eines so kleinen Spielraumes, dass die Grundrichtung des einmal eingeschlagenen Weges nicht verändert werden konnte. Das Wesen des Menschen offenbarte sich nur darin, in welcher Haltung er das Schicksal bestand.<sup>3)</sup>

Innerlich fremd und scharf ablehnend hat Storm sein ganzes Leben hindurch der Kirche als religiöser Institution und menschlicher Gemeinschaftsform gegenübergestanden. Zwar gehörte der Besuch der Christmette für ihn zum echten Weihnachtsfest hinzu, aber dabei wurde die kirchliche Feier nur als Stimmungswert empfunden. Im übrigen lehnte er alle Ansprüche der Kirche an ihn persönlich ab, sah in kirchlichen Handlungen wie Taufe, Konfirmation, Trauung und Begräbnis nur konventionelle Veranstaltungen, denen er sich äusserlich einfügte, und er handelte nur folgerichtig, als er sich für sein eige-

---

1) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 146.  
2) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 151.  
3) Stuckert: Theodor Storm. Der Dichter in seinem Werk.  
S. 130.

nes Begräbnis jede Mitwirkung eines Geistlichen verbat. Die Abneigung gegen die Kirche übertrug sich naturgemäss auch auf ihre Vertreter, die „Pfaffen“, doch hat sich Storm sein persönliches Verhältnis zu einzelnen Theologen, wie seinem Jugendfreund Olhues oder seinem Schwiegersohn Pastor Haase, dessen unbefangenes Menschentum er rühmte, dadurch niemals trüben lassen.<sup>1)</sup>

Diese Kirchenfeindschaft Storms war nicht nur rein äusserlich oder durch die Zeitlage bedingt, sondern lag in seiner Haltung zu der christlichen Glaubenslehre, insbesondere dem Erlösungsgedanken, begründet. Bei seinem völlig undogmatischen Denken war es ihm unverständlich, wie man aus dem Für-wahr-Halten bestimmter Überzeugungen über die letzten Dinge allgemeinverbindliche Ansprüche ableiten könne. Er sah in der Erlöserhoffnung und der Erwartung eines Weiterlebens im Jenseits „bunte Bilder“, die „die Todesangst im Gehirn der Menschen ausgebrütet“ habe. Insbesondere war ihm der religiöse Sinn des Opfertodes Christi vollständig verschlossen gewesen, der Gekreuzigte war ihm nur ein Schreckensbild, in dem sich die Schändung des geheiligten Lebens dokumentiert, nicht etwa ein Symbol der Versöhnung, sondern gerade ein „Bild der Unversöhnlichkeit“. So war Storm von den Grundlehren des Christentums völlig unberührt geblieben, und in diesem Sinne hatte man recht, ihn unchristlich zu nennen.<sup>2)</sup>

In der Verlobungszeit und auch noch später war er von einem Fortleben der Seele in einem wie immer gearteten Jenseits fest überzeugt. Es war der schwerste weltanschauliche Verzicht, den sein auf unbedingte Wahrhaftigkeit und Folgerichtigkeit gerichtetes Denken seinem Herzen abgerungen hatte, dass er diesen Gedanken im Zu-

---

1) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 152  
2) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 152, S. 153.

sammenhang mit seiner religiösen Entwicklung aufgab, und gerade dieser Verzicht hatte ihm den Verlust Constanzes so schmerzhaft und trostlos gemacht.<sup>1)</sup> So war das Rätsel des Todes das drückendste und furchtbarste Geheimnis für ihn geworden, das ihm immer wieder beschäftigt hat. Sein Alter stand unter dem schweren Druck, das Leben ohne einen haltgebenden, bergenden Glauben im Sinne des Christentums bestehen zu müssen.<sup>2)</sup>

Und doch ist Storm kein Pessimist gewesen. Im Kreise seiner Familie feierte er das Weihnachtsfest. Von ihm haben wir das reizende Weihnachtslied:

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte  
Ein milder Stern herniederlacht;  
Vom Tannenwalde steigen Düfte  
Und hauchen durch die Winterlüfte,  
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,  
Das ist die liebe Weihnachtszeit!  
Ich höre fernher Kirchenglocken  
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,  
Anbetend, staunend muss ich stehn;  
Es sinkt auf meine Augenlider  
Ein goldner Kindertraum hernieder,  
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn. 3)

Wie er die Dogmen der Kirche ablehnte, so suchte er in der Liebe zu seiner Geliebten und der Familie ewige Dauer. In einem der Briefe an seine Braut schrieb er: „Glaub es immer, Liebe ist unmittelbare Gottheit, Liebe ist Andacht, ja, Liebe ist schon Religion“.<sup>4)</sup> Und weiter bekannte er in der Verlobungszeit „Ich fühle in unserer Liebe mein ganzes Glück, nicht für hier bloss, sondern für alle Zeit, wo ich noch sein werde; es ist mein Heiligstes, mein Alles, womit ich vor Gott treten will“. Und noch im Jahre 1863, der Zeit seiner schärfsten Opposition gegen Kirche und Christentum, schrieb er an Constanze: „Könnte ich nur einmal, wenn auch nicht zu glauben, zu träumen berechtigt sein, dass in einem künftigen

---

1) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 153.  
2) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 154.  
3) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd. 2. S. 901.  
4) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 154.

Leben, wenn je es vergönnt ist, wir so vereint wären, dass die Gottheit, mitleidig auf uns herabsehend, das Urteil fällen würde: Die beiden dürfen nicht getrennt werden".<sup>1)</sup>

Solche Äusserungen bezeugten eine letzte religiöse Sehnsucht, bevor er sich allmählich vom Christentum ablöste. Aber in seiner persönlichen Lebensführung und Haltung waren ihm die christlichen Tugenden der helfenden Liebe zum selbstverständlichen Grundsatz geworden. So konnte sein Neffe, Ernst Essmarch, ein protestantischer Geistlicher, von ihm sagen: „Mit dem Kopf ein Heide, mit dem Herzen ein Christ".<sup>2)</sup>

Storm war fest davon überzeugt, dass der Mensch das Gute tun könne und tun müsse, unabhängig von Lohn und Strafe. In diesem Sinne äusserte er: „Wenn es einen Gott gibt, kann es nur ein Gott der Liebe sein, der weiss, dass wir ihn mit unserm schwachen Verstande nicht fassen können. Ich habe auch ohne diesen Gottesglauben alles Schlechte in mir zu bekämpfen gesucht - Neid, Hass und Eifersucht, und mich bemüht, ein guter Mensch zu sein".<sup>3)</sup>

Das Bild von Storms Religiosität war also sehr komplex.

Storm hatte ein sehr reges und feines sittliches Gefühl, ein Gefühl für das, was dem Menschen unabhängig von moralischem Gebot und gesellschaftlicher Konvention in jedem Augenblick „geziemt". Es wurzelte in dem ethischen Bewusstsein von der Würde und Selbstverantwortlichkeit der Person und zeigte sich vor allem im Verkehr mit der Frau von höchster Empfindlichkeit.<sup>4)</sup> Die Ehe war ihm nicht nur das Fundament der Familie, sondern auch das des Staates sowie alles Gemeinschaftslebens und darum unantastbar.<sup>5)</sup>

- 
- 1) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 155.
  - 2) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 155.
  - 3) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 156.
  - 4) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 156.
  - 5) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 157.

Storms ganzes sittliches Denken und Handeln liess keinen Zweifel darüber offen, dass der ethische Beziehungspunkt für ihn nicht das einzelne Ich, sondern die Familie war.<sup>1)</sup> Nach Storms Anschauung umschloss die Familiengemeinschaft nicht nur die Lebenden zu einem eng verbundenen Kreise, sondern auch Ahnen und Enkel. Er sagte: „Ich war der Erbe dieser Toten; sie selbst waren zwar dahingegangen; aber ihre Güte und Tüchtigkeit lebte noch und war für mich da und half mir, wo ich selber irrte, wo meine Kräfte mich verliessen.“<sup>2)</sup>

So war für Storm die Familie nicht nur haltgebende Macht, sondern auch die Quelle der Kraft für jedes einzelne seiner Glieder, eine lebendige Gemeinschaft im Nehmen und Geben von tiefer sittlicher Verpflichtung. Die Familie wurde von ihm als die Urzelle des Lebens und als Bürgschaft der irdischen Unsterblichkeit mit geradezu religiöser Inbrunst erlebt, und er war davon überzeugt, dass es im Grunde nur im Kreise der Familie echtes menschliches Verstehen und die Möglichkeit gemeinsamen Lebens gäbe.<sup>3)</sup> Die Familie allein ist die Stätte der Stille, des Friedens, des Glückes.<sup>4)</sup>

Ebenso sah er auch den Staat als ein geschichtlich gewordenes Ordnungsgefüge des gesellschaftlichen Lebens an und nicht als ein Rechts- und Machtgebilde eigener Art.<sup>5)</sup> Dem straffen Ordnungsgefüge des preussischen Staates stand er ablehnend gegenüber. Die Schärfe seiner Ablehnung war eigentlich auf die Herrschaft des „Junkertums“ gerichtet. Ja, er machte deutlich einen Unterschied zwischen dem preussischen Staat und der Herrschaft des Adels, wenn er schrieb (8. März 1867: „Ich fühle mich etwas unheimlich in der Heimat nicht gerade unter dem preussischen, aber wohl unter dem Junkerregiment unter dem wir jetzt leben.“<sup>6)</sup>

1) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 158.

2) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 159.

3) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 159.

4) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 160.

5) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 162.

6) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 164.

Der eigentliche innenpolitische Feind Storms war also das Junkertum. Dieser scharfe Adelshass war es gewesen, der sich in seinen Novellen äussert. In einem Brief an H. Brinkmann (18.1.1864) schrieb er: „Ich sage Dir, der Adel (wie die Kirche) ist das Gift in den Adern der Nation“. <sup>1)</sup>

Von allen äusseren Lebensgütern dachte Storm gering. Er schätzte den Menschen nach seinem inneren Werte, darum war er ein Feind alles äusserlichen Gewinnstrebens, ein Bekämpfer jeder hohlen äusseren Form. <sup>2)</sup>

---

1) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 165.  
2) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 158.

I M      S C H L O S S  
-----

I M S C H L O S S

In dieser Novelle zeichnete der Dichter die Spannung zwischen dem Adel und dem aufsteigenden Bürgertum.

Im einleitenden Kapitel gewinnen wir einen ausführlichen Überblick des Schlosses und der Umgebung der parkartigen Gärten von alten, schönen Lindenalleen, dahinter das grosse steinerne Herrenhaus. Es war früher das Jagdschloss eines reichsgräflichen Geschlechts gewesen. Vor zwanzig Jahren war das Gut im Besitz einer alten weisköpfigen Exzellenz, eines früheren Gesandten, gekommen, der ein Mann von kleiner, hagerer Gestalt war.

Er hatte zwei Kinder mitgebracht; Anna, ein blasses etwa zehnjähriges Mädchen, und noch einen sehr kränklichen Knaben, Kuno. Beide Kinder waren der Olhut einer älteren Verwandten, der Tante Ursula, anvertraut. Später hatte sich noch ein alter Baron, ein Vetter des Gesandten, hinzugefunden.

Die alte Exzellenz hatte mit den Bewohnern der Umgebung keinen Verkehr, während der Vetter mit diesen mitunter sich unterhielt.

Nach Jahren wurde diese Hausgenossenschaft noch durch einen Lehrer mit Namen Arnold vermehrt, der aus der Umgegend von Bauern stammte. Nach dem Tode des kleinen Kuno ging der Hauslehrer fort, und nach Verlauf eines weiteren Jahres wurde die Hochzeit des jungen Fräuleins gefeiert. Viele vornehme Leute hatten sich eingefunden, aber die hagere Gestalt des Bräutigams mit dem dünnen Haar und den vielen Orden wollte den Leuten nicht gefallen.<sup>1)</sup> Auch die Braut hatte ganz totenhaft blass ausgesehen. Der alte Baron, der in sich zusammengesunken und mit trübseligen Augen auf die Braut geblickt hatte, war nach der Zeremonie allein und heimlich seitwärts

---

1) Theodor Storm Werke. S.100.

über die Felder gegangen.<sup>1)</sup>

Von der jungen Frau hörte man jahrelang nichts, nur dass ein Kind geboren und später von einer Epidemie dahingerafft war. Als die alte Exzellenz starb, war sie nur auf kurze Zeit erschienen, aber von den Leuten im Dorfe hatte niemand sie gesehen. Bald darauf verliess auch der alte Baron, ein Sammler von Insekten und Büchern, das Schloss, um bei einem anderen Vetter seine harmlosen Studien fortzusetzen.

Nach einem weiteren Jahre kehrte die junge Frau ins Schloss zurück, sprach freundlich mit den benachbarten Leuten und erzählte ihnen, dass sie ihr Gut jetzt selber bewirtschaften und bewohnen würde. Aber froh sah sie nicht aus, auch nicht ganz jung mehr, obwohl sie kaum fünfundzwanzig Jahre zählen mochte. Gerüchte traten auf, dass die Ehe nicht zum Guten ausgeschlagen war, denn ihr Gatte hatte sich nicht dort blicken lassen.

Späterhin kam ein Verwandter von ihr ins Schloss, ihr Vetter Rudolf, ein gewissenhafter Verwalter des Gutes.

Soweit die Beobachtung der Aussenwelt über das Leben und Treiben der Bewohner des Schlosses.

Das wichtigste Kapitel der Novelle bilden die „Beschriebenen Blätter“. Sie geben uns einen Einblick in ihre Lebensgeschichte, ihr inneres Gemüt. Wir hören darin von dem Tode ihres Bruders und von ihrem Verhältnis zu Arnold.

Kurz zusammengefasst ergibt sich die Schilderung:

„Ich bin immer ein einsames Kind gewesen“, schrieb sie, „seit der Geburt des kleinen Kuno steigerte sich die Kränklichkeit meiner Mutter. Nach ihrem Tode siedelten wir hier hinüber. Freiheit hatte ich genug; der

---

1) Theodor Storm Werke. S.100.

Vater sah mich meistens bei Tische. Die Tante Ursula war eine gute förmliche Dame. Spielgenossen hatte ich keine. Mein Bruder war fast acht Jahre jünger als ich. Mein Lieblingsaufenthalt im Hause war der grosse Rittersaal. Vor allem zogen mich die Bilder der Ahnen an. Oberhalb der Tür befand sich ein Gemälde, die Gestalt eines etwa zwölfjährigen Knaben, in einem schmucklosen braunen Wams. Es mochte der Sohn eines Gutsangehörigen gewesen sein, der mit den Kindern der Schlossherrschaft zu spielen pflegte. Auf der Hand trug er, vielleicht zum Zeichen seiner geringen Herkunft, einen Sperling. Die blauen Augen blickten trotzig unter dem schlicht gescheitelten Haar heraus, aber um den fest geschlossenen Mund lag ein Zug des Leidens. Ich begann der möglichen Geschichte dieses Knaben nachzusinnen, ich studierte in bezug auf die Gesichter seiner vornehmen Spielgenossen. Was aus ihm geworden, war er zum Manne erwachsen und hatte er später die Kränkungen gerächt, die vielleicht jenen Schmerz um seine Lippen und jenen Trotz auf seine Stirn gelegt hatten? Die Augen sahen mich an, als ob sie reden wollten, aber der Mund blieb stumm. Ein schwermütiges, mir selber holdes Mitgefühl bewegte mein Herz. Sooft ich in den Saal trat, war mir, als fühle ich die Augen des Bildes auf meinen Lidern, bis ich emporsah und den Blick erwiderte. Einmal erfasste mich eine unwiderstehliche Sehnsucht, das Bild in nächster Nähe zu betrachten. Mit Mühe schleppte ich einige an den Wänden stehende Tische und türmte sie aufeinander, bis ich die Höhe des Bildes erreicht hatte und drückte leise meinen Mund darauf".<sup>1)</sup>

Die „Beschriebenen Blätter“ schildern ihren Aufenthalt von dem vierzehnten Geburtstag ab für die nächsten drei Jahre bei ihrer Tante in einer grossen Stadt.

---

1) Theodor Storm Werke. S.109 ff.

Der Aufenthalt wurde ihr erst erträglich, als der Musikunterricht begann.

Endlich war der dreijährige Zeitraum verflossen. „An einem klaren Aprilmittage“, schrieb sie, „langten wir zu Hause an. Mit Entzücken lief ich in den Garten und wieder zurück ins Haus. Ich flog die breite Treppe hinauf. Droben über der Tür stand noch immer das Bild des Prügelknaben mit dem Sperling“. <sup>1)</sup>

Am selben Abend wurde ein junger Mann mit Namen Arnold erwartet, der als Lehrer für den kleinen Kuno engagiert war. Er hatte Philologie und Geschichte studiert und war ebenfalls ein durchgebildeter Klavierspieler und besass auch eine milde Baritonstimme. Dies war der Anlass zum freundlichen Verkehr zwischen ihr und Arnold. Bei einer Gelegenheit führte er sie und ihren Onkel, der ein Naturforscher war und sich vom Standesdünkel freigemacht hatte, auf den Erbhof seiner Familie.

Es war ein stattlicher Bauernhof. Unter einer Gruppe dunkelgrüner Eichen erhob sich das Gebäude mit dem mächtigen, fast bis zur Erde reichenden Strohdache. „In jenem Hause“, sagte Arnold, „bin ich als Knabe oft gewesen, und weil es mir hier wie fast nirgend in der Welt gefallen hat, so wünschte ich, dass auch Sie es einmal sähen“. <sup>2)</sup>

Dem Schloss-Adel trat der Bauern-Adel gegenüber.

Erwähnung wird weiterhin gemacht, wie eine Besucherin, eine stattliche Dame, sie fragte, ob Arnold ein Verwandter des Herrn von Arnold sei, worauf Anna antwortete: „Ich glaube kaum, er hat uns nicht davon gesprochen“. An dieser Stelle lesen wir weiter: „Aber Arnold musste meine Lüge gehört haben, denn schon war er nähergetreten und hörte ich ihn sagen: „Ich heisse

---

1) Theodor Storm Werke. S.111.

2) Theodor Storm Werke. S.114.

Arnold, gnädige Frau, und bin seit einigen Monaten der Lehrer des jungen Barons." „So", sagte sie trocken, „der Kleine macht Ihnen gewiss grosse Freude". Dann wandte sie sich mit einem verbindlichen Lächeln zu meiner Tante und begann mit dieser ein Gespräch. Arnold blickte ruhig über sie hin, es war ein Ausdruck der Verwunderung in seinen Augen. Bald darauf ging meine Tante mit der Dame nach ihrem Zimmer. Arnold stand neben dem offenen Klavier. Keiner von uns sprach. „Singen Sie doch etwas", sagte ich endlich. Er setzte sich ans Klavier und sang. Er sang die Strophe des Liedes nicht zu Ende, er war aufgesprungen und stand vor mir. „Fräulein Anna", sagte er, „weshalb verleugneten Sie mich vor jener Frau?"

„Arnold", rief ich. „Oh, bitte Arnold!" Denn die Worte hatten mich gerade ins Herz getroffen.

Als ich aufblickte, fuhr ein Strahl von Stolz und Zorn aus seinen Augen. Ich konnte es nicht hindern, dass mir die Tränen über die Wangen liefen. Er sah mich einen Augenblick schweigend an, dann aber verschwand der Ausdruck der Heftigkeit aus seinem Antlitz. „Weinen Sie nicht, Anna", sagte er, „es mag schwer zu überwinden sein, wenn einem die Lüge schon als Angebinde in die Wiege gelegt ist."

„Welche Lüge? Was meinen Sie, Herr Arnold?"

Seine Augen ruhten mit einem Ausdruck des Schmerzes auf mir. „Dass man mehr sei als andere Menschen".

„Oh Arnold", rief ich, „Sie wollen alles in mir umstürzen!"

Er sah mich wieder mit jenem resoluten Augen an, wie da ich zum erstenmal ihm gegenüberstand, und jetzt plötzlich wusste ich es, was mich so vertraut aus diesem Antlitz ansprach. Ich schwieg; denn mir war, als fühlte

ich das Blut in meine Wangen steigen. Dann aber, als er mich fragend anblickte, suchte ich mich zu fassen und wies mit der Hand nach jenem Familiengemälde oberhalb der Tür. „Sehen Sie keine Ähnlichkeit?“ fragte ich. „Der eine von jenen Knaben muss Ihr Vorfahr sein.“

Er warf einen flüchtigen Blick auf das Bild. „Sie wissen ja“, erwiderte er kopfschüttelnd, „ich gehöre nicht zu den Ihrigen.“

„Ich meine den Knaben, der den Sperling auf der Hand trägt,“ sagte ich.

Ein Ausdruck des bittersten Hohnes flog über sein Gesicht. „Den Prügeljungen? Das wäre möglich, meine Familie ist ja hier zu Haus.“ Aber gleich darauf strich er mit jener leichten Kopfbewegung das Haar zurück und sagte fast weich: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Anna, ich bin nicht immer gut.“

Ich war aufgestanden, und ich glaube, ich habe ihn mit meinen finsternen Augen angesehen. „Sie machen mir den Vorwurf“, erwiderte ich, „aber Sie selbst, meine ich, sind der Hochmütige!“

„Nein, nein,“ rief er, indem er die Hand wie abwehrend von mir streckte, „das ist es nicht; ich schätze niemanden gering.“

Unser Gespräch wurde unterbrochen. Die Damen kamen zurück, und ich hatte Mühe, meine Aufregung zu verbergen.“ 1)

An demselben Abend fand ein Bürgerfest im neu eröffneten Rathaussaale der nahen Stadt statt. Anna beschrieb, wie ihr Vater vor dem ersten Tanze mit Arnold zu ihr kam und beiläufig sagte: „Du wirst dich fertig machen müssen, Anna, der Wagen ist vorgefahren.“ Es heisst dann weiter: „Dann brachen wir auf und schritten

---

1) Thedor Storm Werke. S.121 ff.

an der schweigenden Gesellschaft vorbei in den Saal hinab. Es waren Männer darunter, die den Stempel langjähriger ernster Gedankenarbeit auf der Stirn trugen; Mädchen mit allem Stolz und aller Grazie der Jugend. Wir aber waren etwas zu Apartes, um uns mehr als andeutungsweise mit ihnen zu bemengen.

Im Vorübergehen sah ich den stillen Ausdruck der Kränkung auf manchem jungen Antlitz, auf manchem alten ein ruhiges Lächeln. Ich musste die Augen niederschlagen, ich hasste - nein, ich verachtete, mit Füßen hätte ich sie von mir stossen mögen, die mich zwangen, mich so vor mir selber zu erniedrigen.<sup>1)</sup>

Am anderen Vormittag begegnete mir Arnold in der Lindenallee. Es lag eine finstere Trauer in seinen Augen, als er langsam auf mich zukam. Ich streckte beide Hände gegen ihn aus. „Arnold,“ rief ich, „das war nicht meine Schuld.“ Er ergriff sie und sagte „Dank, Dank für dieses Wort, es hat nicht helfen wollen, dass ich es mir selbst tausendmal gesagt habe.“ Mir war, als sei eine Zentnerlast von meiner Brust gefallen.<sup>2)</sup>

Bald darauf wurde es eine trübe, einsame Zeit. Die Schwäche des kleinen Kuno nahm in einer Weise zu, dass der Arzt jeden Unterricht auf Jahre hinaus untersagte. Infolgedessen verliess uns Arnold, um sich an der Universität zu habilitieren. Wenn wir vorausgewusst hätten, dass schon nach einem Monat das kleine Bett leer stehen würde, er wäre wohl so lange noch geblieben.<sup>3)</sup>

Die „Beschriebenen Blätter“ schliessen mit dem Abschied Arnolds. „Ich war, von einem Gefühl schmerzlicher Unruhe getrieben, in den Garten hinabgegangen,“ schrieb Anna. „Während ich auf und ab ging, sah ich Arnold. Er stand mitunter still und blickte um sich her,

---

1) Theodor Storm Werke. S.123.

2) Theodor Storm Werke. S.124.

3) Theodor Storm Werke. S.124.

ich fühlte wohl, dass er mich suchte. Aber ich ging ihm nicht entgegen, ein Trotz, eine Wollust des Schmerzes überfiel mich. Ich schlich mich leise durch die Büsche in die Seitenallee. Unten durch eine Lücke des Zaunes schlüpfte ich an das angrenzende Gehölz. Ich sah, wie Arnold aus dem Garten trat. Ich rührte mich nicht. Als ich nach einer Weile hörte, wie der Wagen über das Steinpflaster des Hofes rollte, warf ich mich auf den Boden und weinte bitterlich. Da legte sich eine Hand sanft auf meine Schulter. Es war mein Oheim. „Komm,“ sagte er, „komm, mein Kind. Besinne dich, es wird recht einsam für dich werden im Winter mit all den alten Menschen. Aber um Ostern reisen wir beide einmal. Ich werde den Vetter bitten, dass er dich mit mir reisen lässt. Der Arnold ist dann auch dort, er kann uns umherführen.“<sup>1)</sup>

Hier brachen die „Beschriebenen Blätter“ ab.

Das folgende Kapitel „Ein anderer Tag“ ist eigentlich eine Fortsetzung des Kapitels „Im Schloss“ in Bezug auf das Verhältnis ihres Veters Rudolf, der Verwalter ihres Gutes, der schliesslich um sie wirbt. Storm schildert nicht, was ihm die Veranlassung gab, die „Beschriebenen Blätter“ zu lesen; vermutlich war dies ihre Antwort auf einen Heiratsantrag seinerseits, obgleich ihre Ehe zur Zeit noch nicht gelöst worden war.

Während der Vetter Rudolf diese Blätter las, stieg vor ihr das Bild ihrer Hochzeit mit dem ungeliebten Hofmann auf und weiter die Erinnerung, wie ihr geliebter Arnold, nunmehr ein bekannter Professor, mit ihr in der Residenz häufig zusammentraf. Was Arnold in seinen Veröffentlichungen niederschrieb, war zuvor in geistigem Austausch zwischen ihnen hin und her gegangen. Mittlerweile war ihr Kind geboren und nach kaum Jahresfrist ge-

---

1) Theodor Storm Werke. S. 124 ff.

storben. Sie hatten sich dadurch unwillkürlich nur um so fester aneinander geschlossen. Dann verliess er sie in der Erkenntnis der Gefahr - zu spät. Man sagte ihnen Ehebruch nach. Ihr Mann erzwang die Trennung.

Nachdem Rudolf die Blätter gelesen hatte, fragte er sie nach ihrem Kind. Die Antwort war ein Schrei ihrerseits, es war leider nicht von Arnold. Rudolf ergriff Annas Hand und küsste sie. Dann stand er auf und ging.

Nach einer Stunde stand sie auf und siegelte einen soeben geschriebenen Brief. Die Adresse lautete an Rudolfs Mutter.

Späterhin kam die Nachricht von dem Tode ihres Mannes. Sie rief den Oheim zurück, und er kam mit Arnold heim. Arnold und Anna waren nunmehr vereint und wollten in die Stadt ziehen, während der Oheim im Schloss bleiben wird. Das war der Plan für ihre Zukunft.

Der Dichter schloss sein Werk mit diesen Worten:  
„Über ihnen auf dem Bilde stand wie immer der Prügelnabe mit seinem Sperling, seitab von den geputzten Grafen, und schaute stumm und schmerzlich herab auf die Kinder einer anderen Zeit“. <sup>1)</sup>

Das einleitende Kapitel gab uns einen Überblick der Personen des Schlosses. Zuerst hatten wir die alte Exzellenz, Annas und Kunos Vater, - „einen Mann von kleiner hagerer Gestalt“<sup>2)</sup> - der mit seinen Mitmenschen der Umgebung keinerlei Umgang hatte, abgesehen vom sonntäglichen Gottesdienste. Den scheuen Gruss der Bauern pflegte er mit einer leichten Handbewegung zu erwidern. Diese Absonderung trat deutlich hervor bei der Einweihung des neuen Rathauses in der nahen Stadt.

Von der Tante Ursula, deren Obhut Anna bis zu

---

1) Theodor Storm Werke. S. 131.

2) Theodor Storm Werke. S. 99.

ihrem vierzehnten Lebensjahr anvertraut war, berichtete uns der Dichter wenig. Sie starb bevor Annas Vater. Die andere Tante, Rudolfs Mutter, wohnhaft in einer grossen Stadt, die für Annas Erziehung bis zu ihrer Einsegnung verantwortlich war, beschrieb der Dichter als „eine strenge Frau, die von den hergebrachten Formen kein Titelchen herunterliess“<sup>1)</sup> und nur mit Widerwillen eine Mischung der Gesellschaft bei dem Gesangvereine duldete.

Der Ehemann war ein Hofmann von vornehmer Abkunft, „aber die hagere Gestalt des Bräutigams mit dem dünnen Haar und den vielen Orden wollte den Leuten nicht gefallen“,<sup>2)</sup> die bei der Hochzeit zugegen waren.

Durch diese beiden männlichen Personen können wir nicht zu der Überzeugung gelangen, dass dieses adlige Geschlecht auf eine ruhmvolle Zukunft rechnen kann.

Andererseits haben wir Anna, den Oheim und Arnold.

Der Oheim war ein Naturforscher und ein gebildeter Mann mit einer Weltanschauung, die sich gänzlich von der seiner Verwandten unterschied. Er war der einzige von der Schlossgesellschaft, der sich zuweilen unten im Dorfe blicken liess und auch mit den Leuten im Felde mitunter einen kurzen Diskurs führte. Während Annas Aufenthalt bei Rudolfs Mutter (der Tante in der Stadt) bekam sie dann und wann einen kurzen Brief von ihrem Vater, der sie ermahnte, in allem der Tante Folge zu leisten, oder einen längeren Brief des Oheims, der kaum etwas anderes enthielt als das Gegenteil davon.<sup>3)</sup>

Annas Heirat mit dem Junker war ihm zuwider, Mit trübseligen Augen hatte er auf die Braut geblickt und war nach der Beendigung der Zeremonie allein und heimlich seitwärts über die Felder gegangen.<sup>4)</sup> Er ist eigentlich der Vermittler des Ehebündnisses zwischen

---

1) Theodor Storm Werke. S.110.

2) Theodor Storm Werke. S.100.

3) Theodor Storm Werke. S.110.

4) Theodor Storm Werke. S.100.

Anna und Arnold.

Arnold ist ein Mann von „Distinktion“. Hochgestellten schmeichelte es, ihn unter ihren Gästen nennen zu können. Er hatte Philologie und Geschichte studiert, war ein durchgebildeter Klavierspieler und wurde ein Professor auf der Universität.<sup>1)</sup>

Bei der Hauptperson, Anna, kommt es nicht so sehr auf die Liebe zwischen einem adligen Mädchen und dem Hauslehrer ihres Bruders Kuno, sondern hauptsächlich vielmehr auf ihre innere Befreiung vom sozialen Standesunterschied und damit auf die Gewinnung einer erläuterten Menschenseele an. Der Wendepunkt in ihrem Leben war die Episode des Verhaltens ihres Vaters bei der Gelegenheit der Eröffnung des Rathauses. Bei dieser Gesellschaft „waren Männer darunter, die den Stempel langjähriger ernster Gedankenarbeit auf der Stirn trugen, Jünglinge mit tiefen vornehmen Augen, Mädchen mit allem Stolz und aller Grazie der Jugend, wir aber waren etwas zu Apartes, um uns mehr als andeutungsweise zu bemengen.“<sup>2)</sup>

Hier war der Durchbruch zu der Freiheit des „Selbst“ in einer Entwicklung vom Kinde zum reifen selbständigen Menschen dargestellt. „Arnold, das war nicht meine Schuld“, rief sie. Mir war, als sei eine Zentnerlast von meiner Brust gefallen.“<sup>3)</sup>

Dies Urteil war bemerkenswert, denn Anna war in ihrer Kindheit eng mit den Traditionen und den „hergebrachten Formen“ der Tante aufgewachsen, wo Selbstbeherrschung ihr gänzlich fehlte. Sie wurde gegen ihre Liebeswahl mit einem „schmächtigen Gatten mit dünnem Haar“ getraut. Zur Erlangung ihrer Freiheit erlebte sie einen Umwandlungsprozess, und dieser war die Überwindung des Standesvorurtheiles. Das Erscheinen des bürgerlichen

---

1) Theodor Storm Werke. S.112, S.126.

2) Theodor Storm Werke. S.123.

3) Theodor Storm Werke. S.124.

Hauslehrers, einer Person mit grossem Talent und physischen Reiz und Ehrgeiz, bildete einen krassen Gegensatz zu dem schwächtigen, ihr anvertrauten Gatten und wirkte störend auf ihr Glück, so dass in ihrer Ehe eine Abneigung ihrem Gatten gegenüber zu Gunsten Arnolds sich entwickelte, ein Entschluss, an dem sie sogar unerschütterlich trotz Rudolfs Werben festhielt.

Ihm gab sie die „Beschriebenen Blätter“ zu lesen, und diese Handlung zeigte ihm, was in ihrem Herzen vorging. Er nahm seinen Abschied. Die Ketten der Erbbelastung waren nunmehr gesprengt. Sie schrieb einen Brief an Rudolfs Mutter und rief den Oheim zurück, wissend, dass dieser seinen Freund, ihren geliebten Arnold zurückbringen wird zu einem neuen Frühling ihres Lebens.

A U F    D E M    S T A A T S H O F

---

A U F     D E M     S T A A T S H O F  
-----

Kurz zusammengefasst ist der Inhalt dieser Novelle wie folgt:

Im Anfang sagt uns der Dichter, dass der Staatshof im Besitz einer früher reichen Familie van der Roden war, die nunmehr gänzlich ausgestorben ist.

„Neunzig Höfe, so hiess es, hatten sie gehabt und sich im Übermut vermessen, das Hundert voll zu machen. Aber die Zeiten waren umgeschlagen; es war unrecht Gut dazwischengekommen, so sagten die Leute; der liebe Gott hatte sich ins Mittel gelegt, und ein Hof nach dem andern war in fremde Hände übergegangen.“<sup>1)</sup>

Bei Beginn dieser Erzählung war nur der Staatshof noch im Besitz der Familie, von dieser selbst war aber niemand übriggeblieben als die alte Besitzerin und ein kaum vierjähriges Kind, Anne-Lene, die Tochter eines früh verstorbenen Sohnes.

Marx, dessen Vater geschäftlichen Beistand der alten Frau Ratmann van der Roden leistete, war zugleich Anne-Lenes Spielgenosse. Nach dem Tode der alten Frau Ratmann van der Roden kam Anne-Lene unter die Obhut von Marxs Vater. „Die Ländereien des Staatshofes wurden an einen benachbarten Hofbesitzer verpachtet, während man das Wohnhaus mit der Werfte unter Aufsicht der alten Wieb und ihres Mannes liess.“<sup>2)</sup>

Die Zeit rückte heran, wo Marx zum Studium der Arzneiwissenschaft die Universität besuchen musste. In Anne-Lenes Gesellschaft machte er den alten Freunden auf dem Staatshof seinen Abschiedsbesuch. Bei der Gelegenheit wird ein Vorfall erwähnt, von dem wir entnehmen können, dass die Erlangung des Reichtums der Vorfahren auf nicht lautere Weise beruhte. Es wird die Episode

---

1) Theodor Storm Werke S.57.

2) Theodor Storm Werke S.64.

geschildert, als Marx und Anne-Lene auf die Werfte kamen, fanden sie dort die alte Wieb in Zank mit einer Bettlerin vor der Haustür stehen, die die alte Wieb vergeblich abzuweisen versuchte. Die Streitenden rührten sich nicht von der Stelle, und da Marx und Anne-Lene nach dem Flur zwischen beiden hindurch mussten, so nahm Anne-Lene ihr Kleid zusammen, um nicht an das der Bettlerin zu streifen.

Aber diese vertrat ihr den Weg. „Ei, schöne Mamsell“, sagte sie, indem sie einen tiefen Knicks vor ihr machte und mit einer abscheulichen Koketterie ihre durchlöcherten Röcke schwenkte, „habe Sie keine Angst, meine Lumpen sind alle gewaschen! Freilich die seidenen Bändchen sind längst davon, und die Strümpfe, die hat dein Grossvater selig mir ausgezogen, aber wenn dir die Schuhe noch gefällig sind?“

Und bei diesen Worten zog sie die Schlumpen von den nackten Füßen und schlug sie aneinander, dass es klatschte. „Greif zu, Goldkind“, rief sie, „greif zu! Es sind Bettelmannsschuhe, du kannst sie bald gebrauchen.“

Anne-Lene stand ihr völlig regungslos gegenüber, Wieb aber, deren Augen mit grosser Ängstlichkeit an ihrer jungen Herrin hingen, griff in die Tasche und drückte der Bettlerin eine Münze in die Hand. „Geh nun, Trin“, sagte sie, „du kannst zur Nacht wiederkommen; was hast du nun noch hier zu suchen?“

Allein diese liess sich nicht abweisen. Sie richtete sich hoch auf, indem sie mit einem Ausdruck überlegenen Hohnes auf die Alte herabsah. „Zu suchen?“ rief sie und verzog ihren Mund, dass das blendende Gebiss zwischen den Lippen hervortrat. „Mein Muttergut such ich, womit ihr die Löcher in eurem alten Dache zuge-

stopft habt."

Wieb machte Miene, Anne-Lene ins Haus zu ziehen.

„Bleib Sie nur Mansell", sagte das Weib und liess die empfangene Münze in die Tasche gleiten, „ich gehe schon; es ist hier doch nichts mehr zu finden. Aber," fuhr sie fort mit einer geheimnisvollen Gebärde sich gegen die Alte neigend, „auf deinem Heuboden schlafe ich nicht wieder. Es geht was um in eurem Hause, das pflückt des Nachts den Mörtel aus den Fugen. Wenn nur das alte hoffärtige Weib noch mit daruntersässe, damit ihr alle auf einmal euren Lohn bekämet!"

Auf Anne-Lenes Antlitz drückte sich ein Erstaunen aus, als sei sie durch diese Worte wie von etwas völlig Unmöglichem betroffen worden. „Wieb", rief sie, „was sagt sie? Wen meint sie, Wieb?"

Marx übermannte bei dem Anblick seiner jungen hilflosen Freundin der Zorn; und ehe das Weib zu einer Antwort Zeit gewann, packte er sie am Arm und zerzte sie den Hof hinunter bis hinaus auf den Weg. Aber noch als er das Gittertor hinter ihr zugeworfen hatte und wieder auf die Werfte hinaufging, hörte er sie ihre leidenschaftlichen Verwünschungen ausstossen. „Geh nach Haus, Junge," schrie sie ihm nach, „dein Vater ist ein ehrlicher Mann, was läufst du mit der Dirne in der Welt umher!"

Drinne im Gesindezimmer fand Marx Anne-Lene vor ihrer alten Wärterin auf den Knien liegen, den Kopf in ihren Schooss gedrückt. „Wieb", sprach sie leise, „sag mir die Wahrheit, Wieb!"

Die Alte schien um Worte verlegen. Sie schalt auf die Bettlerin und redete dies und das von allgemeinen Dingen, indem sie ihre rauhe Hand liebkosend über das Haar ihres Lieblings hingleiten liess. „Was wird es sein," sagte sie, „dein Grossvater und dein Urgrossvater

waren grosse Leute; die Armen sind immer den Reichen heimlich feind!"

Anne-Lene, die bis dahin ruhig zugehört hatte, erhob den Kopf und sah sie zweifelnd an. „Es mag doch wohl anders gewesen sein, Wieb," sagte sie traurig, „du musst mich nicht belügen!" 1)

Etwas Wahres wird an der Behauptung gewesen sein, denn nach einigen Tagen war das Diamantkreuz von Anne-Lenes Hals verschwunden.

Ein Jahr später, als Marx auf der Universität war, verlobte sich Anne-Lene mit einem gleichgültigen Edelmann. „Obgleich die seit meiner Knabenzeit in mir keimende Neigung für Anne-Lene, da sie keine Erwiderung gefunden, niemals zur Entfaltung gekommen war, so wurde ich doch jetzt durch die Nachricht mit einem mir so verhassten Manne auf das heftigste erschüttert." 2) Marx hatte einmal beobachtet, wie dieser Edelmann mit tierquälerischem Vergnügen eine Mücke zerpfückte.

Nach Verlauf von etwa zwei Jahren kehrte Marx als junger Doktor in die Heimat zurück. Inzwischen aber waren die Landpreise gesunken, die den Verkauf des Staatshofs in Aussicht brachte. Marx fand Anne-Lene auf dem verödeten Staatshof, wo sie zur Herstellung ihrer erschütterten Gesundheit lebte. Sie war blass und zarter als je und entzog sich Marxs Begegnung.

Marx begab sich zu den alten Pächtersleuten, um dort zu übernachten, da es spät geworden war. Eine Unruhe trieb ihn, als er bemerkte, dass von Anne-Lenes Zimmer ab und zu eine starke Helligkeit an den Fenstern sichtbar wurde und dann allmählich verschwand. Er trat in ihr Zimmer und fand Anne-Lene beschäftigt, die Briefe ihres Verlobten zu verbrennen. Ihr Gesicht trug dabei

---

1) Theodor Storm Werke. S.66, 67.

2) Theodor Storm Werke. S.68.

einen Ausdruck von Trostlosigkeit, so dass Marx ausrief: „Anne-Lene, was treibst du da?“ „Marx“, sagte sie, „ich verspreche es dir, ich will nicht länger auf ihn warten.“<sup>1)</sup>

Der Edelmann hatte sie verlassen, als er den Untergang des Staatshofes bemerkte.

Marx blieb noch eine Weile bei ihr und allmählich wurde sie ruhiger. Sie hatte beschlossen, in der kleinen Wirtschaft bei der alten Wieb zu arbeiten, um die Anfänge des Landhaushaltens zu erlernen. Zur Rückkehr nach der Stadt vermochte Marx sie nicht zu bewegen. „Nein, nicht unter Menschen“, sagte sie, „lass mich hier, Marx, solange es mir noch gestattet ist, aber komm oft einmal heraus zu uns.“<sup>2)</sup>

Die Zeit verging. Es war schon in der heissen Sommerzeit, als einige junge Leute aus der Stadt nach dem Staatshof kamen, und ein Tanzfest wurde veranstaltet. Unter den Leuten befand sich ein gewisser Claus Peters, der Sohn eines reichen Brauers, und es hiess, sein Vater werde den Staatshof kaufen. Anne-Lene liess sich zu einem Tanz mit Marx herbei und brach ab, da sie zu schwach war. Sie gingen hinunter zum Garten-Pavillon, dessen Pfeiler von Meereswellen berührt wurden, und sie trat über die morschen Bretter, fiel ins Wasser und ertrank, bevor Marx sie retten konnte.

Der Staatshof wurde zum Symbol für eine untergehende Klasse, die einst ihre Macht missbraucht hatte, darauf weist die Begegnung mit der Bettlerin hin, die der Anne-Lene den Vorwurf machte, dass ihre Vorfahren sie zum Bettlerstabe gebracht haben.

Das bürgerlich-aristokratische Zeitalter ist zu Ende. Infolge einer wirtschaftlichen und sozialen Änderung drängten neue Kräfte nach oben.

---

1) Theodor Storm Werke. S.72.

2) Theodor Storm Werke. S.72.

Anne-Lene selbst, obgleich eine Person von feinem Charakter - dies beweist die Tatsache, dass sie den Halsschmuck versetzte, um der Bettlerin zu helfen, die einst durch ihre Familie unterdrückt worden war - war den neuen Verhältnissen nicht gewachsen. Sie lebte stolz und verschlossen in ihrer Einsamkeit. Marxs Neigung zu ihr fand keine Erwiderung. Nach dem Zusammenbruch zog sie es vor, in einer kleinen Wirtschaft die Anfänge des Landhaushaltens zu erlernen, jedoch mit geringem Erfolg. Die Arbeit war nur oberflächlich, sie liess es sich nicht nehmen, die Butter zum Kneten in die Mulde zu tun, sie schien es auch nicht zu merken, dass die alte Wieb ganz im Geheim, die letzte Hand an ihre Arbeit legte. Man fühlt es leicht, dass ihre Teilnahme an diesen Dingen nur eine äusserliche war, eine Anstrengung, von der sie bald in der ewigen Einsamkeit ausruhen musste.

Der Staatshof geht in die Hände eines Brauers über.

Hier sehen wir den Untergang des Adels und den Sieg des Bürgertums.

A U F     D E R     U N I V E R S I T Ä T

---

A U F D E R U N I V E R S I T Ä T

Philipp und sein Freund Fritz, der Sohn des Bürgermeisters, besuchten eine Tanzschule, die aus acht Tänzern - sämtlich Sekundaner der lateinischen Schule - seiner Vaterstadt bestand. Bezüglich der Tänzerinnen hatten sich anfänglich scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten herausgestellt: die achte standesmäßige Dame war nicht zu beschaffen gewesen.

Die Zusammenstellung der Tänzer und Tänzerinnen erfolgte durch die Frau Bürgermeisterin. Ihr Sohn Fritz wusste Rat. Eine frühere, bei allen Festschmäusen von der Frau Bürgermeisterin noch immer hinzugezogene Köchin, eine Frau Beauregard, die mit einem Flickschneider verheiratet war, „einem gelben, hageren Menschen, der lieber im Wirtshaus das grosse Wort als auf seinem Schneidertisch die Nadel führte“<sup>1)</sup> sollte helfen.

Diese Leute wohnten am Ende der Stadt.

Man war bald einig, dass Lenore Beauregard, deren Tochter, ein dreizehnjähriges, zierliches Mädchen, die achte Dame werden musste. Sie wurde die anmutigste Tänzerin, aber von den Patriziertöchtern geschnitten. Dieses kam besonders deutlich bei der letzten Tanzstunde, die zu einem kleinen Ball erweitert wurde, zum Ausdruck. Die Eltern der Tänzer und Tänzerinnen waren eingeladen. Auch Frau Beauregard hatte es sich nicht nehmen lassen, wenigstens als Aufwärterin an dem Ehrenfeste ihres Kindes teilzunehmen. Unter den Köpfen der zuschauenden Dienstboten befand sich auch Lenores Vater, dessen unterwürfiges Benehmen dem Bürgermeister gegenüber auffiel. Der Bürgermeister war nämlich zu Lenores Vater getreten und hatte ihn eingeladen, sich ein Glas Punsch

---

1) Theodor Storm Werke. S.132.

im Saal gefallen zu lassen. Aber der Schneider war nicht zu bewegen. „Submissester Serviteur, Herr Bürgermeister“, sagte er, indem er mit einem Katzenbuckel noch einen Schritt retirierte. Als der Bürgermeister weggegangen war, war auch der Schwarm der anderen Knaben mit vollen Gläsern in der Hand herangekommen. Sie stiessen mit ihm an, machten ihm seinen Katzenbuckel nach, den er ihnen jedesmal beim Anklingen zum besten gab, und ergingen sich in allerlei possenhafte Komplimente.<sup>1)</sup> Dies und ebenfalls, dass Lenores Mutter bei der Feier auftragen musste, machte sie missmütig. Sie litt unter dem Standesunterschied, der hier öffentlich zu Tage trat, so dass sie sich schleunigst vom Tanzsaale entfernte und zurück nach ihrer Wohnung ging.

Seitdem wich sie Philipp aus.

Es war Winter geworden, Neujahr war vorüber. Eines Tages hatte sich die halbe Einwohnerschaft draussen in der frischen Winterluft versammelt. Fast alle Mitglieder der früheren Tanzschule waren versammelt. Unter einer Gruppe von Frauen und Mädchen aus dem Handwerkerstande hatte Philipp Lenore Beauregard bemerkt, mit der er seit jenem unglücklichen Tanzkränzchen nicht wieder zusammen getroffen war. Die jungen Dirnen liessen sich eine nach der andern von einem gewissen Barthel in einem Schiebschlitten fahren.

Philipp drängte es, mit Lenore wieder zusammen zu treffen, und er verabredete sich mit Barthel, wenn Lenore an die Reihe zur Schlittenfahrt kommen würde, er ihn überholen und den Schlitten selbst steuern würde. Bald darauf sah er Lenore im Schlitten sitzen, und Barthel steuerte langsam und schwerfällig am Rande des Sees dahin. Philipp, ein gewandter Schlittschuhläufer,

---

1) Theodor Storm Werke. S.139.

lief unhörbar hinterher, dann legte seine Hand sich auf den Schlitten, und der Barthel blieb zurück. Als Lenore Philipp erkannte, erschrak sie und sagte „Geh doch zu deinen feinen Damen. Ich will nichts mit euch zu tun haben; mit dir nicht, mit keinem von euch.“<sup>1)</sup>

Diese Schlittenfahrt wurde von Christoph Werner, ihrem Geliebten, bemerkt. Er folgte und überholte den Schlitten, versetzte Philipp einen heftigen Faustschlag, so dass er auf das Eis besinnungslos stürzte. Er wurde jedoch von ihm aufgehoben und gepflegt, bis er wieder zur Besinnung kam. „Es war ein schändlicher Stoss, Philipp“, sagte er.<sup>2)</sup> Ihn reute die Tat, und die Freundschaft zwischen den Beiden wurde wieder hergestellt.

Es war Frühling geworden. Das Karussellfahren auf dem Jahrmarkt bot Lenore und Philipp die Gelegenheit, sich dort zu treffen. Er redete sie an. „Guten Abend, Lore“, sagte er. Sie erwiderte den Gruss. Er fasste ihre Hand und zog sie hinaus ins Freie. Sie hatten den gewölbten Buchengang erreicht. Philipp wusste nur noch, dass Lore neben ihm ging. Schon standen sie am Ausgang des Weges. „Lore“, sagte Philipp beklommen, „ich wollte dir noch etwas sagen“.

Sie trat einen Schritt zurück. „Was denn?“ fragte sie.

„Willst du morgen wieder hier sein?“

Noch eine Weile stand sie schweigend. „Ich weiss es wohl,“ sagte sie leise, „du heiratest doch einmal nur eine von den feinen Damen. Gute Nacht“.<sup>3)</sup>

Mit diesen Worten verschwand sie.

Jahre waren seitdem vergangen. Philipp war indes von seinem Vater auf eine klösterliche Schulanstalt geschickt worden und kam zum ersten Mal wieder

---

1) Theodor Storm Werke. S.144.

2) Theodor Storm Werke. S.145.

3) Theodor Storm Werke. S.152 ff.

für einige Wochen nach seinem elterlichen Hause zurück. Dort erfuhr er, dass die Frau Beaugard vor Jahresfrist gestorben war und Lenore nach der kleinen Landesuniversitätsstadt zu einer alten unverheirateten Tante gezogen war. Das schmale Häuschen Beaugards war nach dem Tode der Mutter schuldenhalber verkauft worden, und ihr Vater war froh, bei einem der anderen Meister als Geselle ein Unterkommen zu finden.

Einige Tage darauf reiste Philipp ab, um seine juristischen Studien auf einer Universität zu beginnen. Kurz darauf starb Lenores Vater. Drei Jahre später befand sich Philipp auf der Landesuniversität vor dem Examen, um noch das gesetzlich vorgeschriebene Jahr dort zu absolvieren. Dort fand er seinen Freund Christoph Werner. Er war als tüchtiger Arbeiter in einem grossen Möbelmagazin tätig. Er war mit der schönen Lenore verlobt. Lenore selbst lebte noch im Hause ihrer Verwandten und war als Näherin beschäftigt.

Einmal sah Philipp sie von Ferne bei einem Vergnügungsort am Strande. Er hatte jedoch keinen Verkehr mit ihr.

Eines Abends, ein paar Wochen später, vernahm Philipp einen Tumult auf der Strasse. Er kam von einem öffentlichen Tanzlokal, wo die altherkömmliche Feindschaft zwischen Studenten und Handwerksgesellen sich zu Zeiten Luft zu machen pflegte. Christoph war mit einem sogenannten Raugrafen - „ein wüster junger Mann, der in den Hörsälen der Professoren selten, dagegen häufig auf der Mensur und regelmässig auf der Kneipe zu finden war: einer von denen, die auf Universitäten eine Rolle spielen, um dann späterhin spurlos zu verschwinden“ - in Konflikt gekommen und hatte ihn in der Gegen-

wart von Lenore verprügelt.<sup>1)</sup> Die Ursache war Eifersucht seinerseits. Durch Zufall hatte er gesehen, wie der Raugraf Lenore auf sein stattliches Pferd gehoben hatte und die beiden zusammen ein Stück geritten waren.

Durch diesen Vorfall wurde Christoph von der Polizei aus der Stadt ausgewiesen. Philipp lieh ihm das nötige Geld für die Reisekosten nach dem Rhein zu seinem Mutterbruder, der einen Gesellen nötig hatte.

Während seiner Abwesenheit fanden sich Lenore und der Raugraf häufig zusammen.

Bald nach Ostern wurde Philipp wegen Erkrankung seiner Mutter nach Hause gerufen, wo er mehrere Monate blieb. Dann kehrte er wiederum zur Universität zurück.

Gleich nach seiner Rückkehr machte Philipp einen Spaziergang und kehrte in einem Waldlokal ein, wo viele der lockeren Studenten mit elternlosen Mädchen, die während des Tages mit ihrer Handarbeit sich ein kärgliches Brot verdienten, Tanzvergnügungen hatten. Es war ein verrufenes Lokal und als „Hexensabbat“ allgemein bekannt. Dort erfuhr Philipp, dass der Raugraf und Lenore dieses Lokal öfters besuchen, wo sie als „Gräfin“ unter der Gesellschaft bekannt war.

Dies alles hatte sich während Philipps Abwesenheit ereignet und war ihm deswegen unbekannt.

Die Nachricht erschütterte Philipp. Sofort nach der Rückkehr in die Stadt besuchte er die lahme Marie, eine Freundin Lenores. Sie erzählte ihm, wie kurz vor Pfingsten ein Schneider vom Rhein gekommen war und ihr, in Lenores Gegenwart, die Nachricht brachte, dass Christoph Werner die dortige Meisterstochter heiraten würde, denn er hatte gesehen, wie er die Bretter zu seinem Hochzeitsbett gehobelt hatte. Lenore, als sie

---

1) Theodor Storm Werke. S.157.

dies vernahm, stand auf, nahm ihr erspartes Geld von der Kommode und kaufte für einen Tanz kostbares Material und sagte zur Marie, die dies verwehren wollte „So lass doch, ich will auch einmal fein sein; ich bin nicht hässlicher als die Schönste hier“. Am Sonntag darauf, abends, da es schon spät war, ist sie dann aufs Ballhaus gegangen.<sup>1)</sup>

Philipp wusste nun genug. Am selben Abend ging er zum „Hexensabbat“. Dort sah er Lenore mit dem Raugrafen, der sie misshandelte. Philipp entnahm ihren Gesichtszügen, dass sie unglücklich war. Er traf sie. „Wie mag es Christoph gehen; was würde er sagen, wenn er hier wäre?“ fragte er.<sup>2)</sup> Sie reichte ihm einen Brief von Christoph. Sie hatte ihn am selben Tage erhalten.

Es war ein langer Brief. Christoph gab über sein Schweigen Rechenschaft. Er hatte das Geschäft seines Oheims übernommen, da alles von der Verheiratung der Tochter mit einem wohlhabenden Schornsteinfegermeister abhing. Schon sei er, da ein Schneider aus der Heimat ihn besucht hatte, mit dem Geräte für die Hochzeitskammer beschäftigt gewesen. Dann lud er sie ein zu kommen, da er nicht fort könne. „Sobald ich deine Antwort habe, schicke ich dir das Reisegeld.“<sup>3)</sup>

Philipp reichte den Brief Lenore zurück. „Schreiben Sie ihm, Herr Philipp“, sagte sie, während eine Träne nach der andern über ihre Wangen tropfte, und leise und mühsam setzte sie hinzu „Er hat es gut gemeint“.

„Lore“, sagte ich, „können Sie denn nicht los von jenem Menschen?“

Ihre Augen blickten mich gross und traurig an. „O doch,“ sagte sie leise. Sie trocknete hastig ihre Augen, „Leb wohl, Philipp, leb wohl“, flüsterte sie. Dann war sie fort.<sup>4)</sup>

---

1) Theodor Storm Werke. S.167.

2) Theodor Storm Werke. S.172.

3) Theodor Storm Werke. S.173.

4) Theodor Storm Werke. S.173 ff.

Philipp hatte sie nicht wieder lebend gesehen. Am nächsten Morgen bereits spülten die Wellen ihren Körper an den Strand.

Storm beschrieb Lenore in einem Brief an Brinkmann als „eine zarte, erregte Mädchennatur, mit dem eingeborenen Drang nach schöner Gestaltung des Lebens, dessen Erfüllung die äusseren Verhältnisse versagen. So geht sie von Jugend auf traumwandelnd am Abgrund hin. Ein Hauch genügt, sie hinabzustürzen.“<sup>1)</sup>

Aus diesen Worten ersehen wir die Ursache des Unterganges Lenores.

Der Weg zum Untergang begann von dem Moment an, wo sie die Tanzschule besuchte. Bis dahin hatte sie nur ein einsames, bescheidenes Leben mit ihren Eltern gekannt. Nun kam sie zum ersten Male mit einer anderen Welt in Berührung und bemerkte sofort den krassen Standesunterschied zwischen ihr und den feinen Damen auf der Tanzschule. Sie erstrebte, sich diesem Kreis einzufügen, wurde aber erbarmungslos von ihm geschnitten. Ihr Schicksal wurde durch diesen Standesunterschied bestimmt.

Ihre Schönheit wurde ihr zum Verhängnis. Sie weckte Liebe und Begehren, zuerst bei dem bürgerlichen Philipp, bei Christoph Werner und schliesslich bei dem junkerlichen Raugrafen, einer „lüderlichen“ Person.

Das Liebesverhältnis zu Christoph Werner war nur oberflächlich. Er, ein Tischler, war ihr von zu niedrigem Stande, obgleich sie nach dem Tode ihrer Eltern als Näherin ihr kärgliches Brot verdienen musste. Er konnte ihr das nicht bieten, wonach ihr Herz sich sehnte. Ihr Ziel war leer, weil es mit einer Erfüllung eines strebsamen Menschens nichts zu tun hatte. Sie bildete eine Mitte der Handlung und besass innerlich keine Werte, da

---

1) Stuckert: Theodor Storm. Sein Leben u. seine Welt. S. 273.

sie über ihren Reiz hinaus keine Mitte bilden konnte.

Ihr Trachten war nur nach Vergnügungen beim Tanz, beim Schlittenfahren und beim Reiten mit dem Raugrafen, der sie in seinem Banne hielt und auf schiefe Bahnen leitete, wie wir es in dem „Hexensabbat“ geschildert bekommen.

Gegen diese Gewalt kämpften Christoph Werners Treue und Philipps Ermahnung „Lore, können Sie denn nicht los von jenem Menschen?“ – vergebens.

Sie war von einem Dämon gepackt, der sie durch ihren Leichtsinn in das Verderben stürzte.

ZUR CHRONIK VON GRIESHUUS

---

Z U R   C H R O N I K   V O N   G R I E S H U U S  
-----

Diese Novelle behandelt den Niedergang eines adligen Geschlechts und erinnert in mancher Hinsicht an die Erzählung „Auf dem Staatshof“.

Während seiner Studienzeit hatte der Dichter häufig die Lust, Wanderungen aus der Stadt ins Freie zu unternehmen. Und so beschrieb er, wie er bei einer solchen Gelegenheit die Trümmer entdeckte, wo einst Grieshuus in der Heide gestanden haben soll.

Vor Jahren war ihm ein Grundriss nebst einer kleinen Aussen-Ansicht von Grieshuus in seine Hände gefallen. Von der Zeit an liess es ihm keine Ruhe, und er sammelte nun alles, was er in Schrift und Druckwerken oder im Gedächtnis der Menschen an Nachrichten über Grieshuus aufreiben konnte, und schrieb es sorgfältig nieder.

Die gemachten Recherchen brachten folgende Tatsachen ans Licht:

Erstes Buch. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sass zu Grieshuus ein Junker, dessen Familienname aus den Geschlechtsregistern verschwunden war. Von ihm wusste man nicht viel mehr, als dass er strenge Aufsicht über sein Gut geübt hatte und „gewehret dass sein adliges Blut sich nicht an dem gemeinen roten Blut verfärbe.“<sup>1)</sup>

Der Junker hatte zwei Söhne, ein Zwillingsspaar. „Zwischen den Brüdern“, so erzählte der Chronist, „soll kaum ein Zank, noch weniger aber eine Kameradschaft gewesen sein, weil jeder seinen eigenen Weg gegangen; denn während der Jüngere, Detlev, der Liebling des Informators gewesen und auch noch nach den Lehrstunden über den Büchern gesessen ist, hat der Ältere, Hinrich, alsbald den Bauern und Knechten draussen bei der Arbeit zugesehen auch wohl selber Sichel oder Pflug mit angefasst,

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.332.

am liebsten ist er aus dem Torweg durch die Heidemulde hinabgerannt, wo mit mächtigen Kronen die Wälder auf den Höhenseiten zueinandertraten, und hat bei dem alten Revierjäger angeklopft, der dort mit einem Knechte in einem turmartigen Aufbau hauste."1)

Der Junker Hinrich war jedoch jähzornig veranlagt. Ein Vorfall wird erwähnt, wie er Hans Christoph, einen jungen Angestellten, derartig verprügelt hatte, dass ärztliche Hilfe sich als notwendig erwies, weil er es unterlassen hatte, das Fuchseisen zur rechten Zeit fortzunehmen. Dadurch war sein Hund Tiras festgesessen. Späterhin hatte der Junker diesen Hund in seinem Zorn erschlagen.

In den unruhigen Kriegszeiten hatte sich ein Kornschreiber, ein Witwer, mit seinem Töchterchen, Bärbe, unterhalb Grieshuus angesiedelt. Eines Tages wurde sein Haus von herumstrolchenden polnischen Soldaten überfallen, und die kleine Bärbe schrie um Hilfe. Diesen Hilfeschrei hörte der in der Nähe mit seinen Hunden auf Wolfsjagd befindliche Junker Hinrich, und es gelang ihm, die Strolche zu stellen und den Kornschreiber mit seinem Töchterchen zu befreien. Von diesem Augenblick an waren der Junker Hinrich und Bärbe in heisser Liebe zu einander entbrannt. Der Kornschreiber mit seiner Bärbe hielt es für nötig, Zuflucht in dem Turm zu nehmen.

In Grieshuus war mittlerweile grosse Unruhe eingebrochen. Schwedische Soldaten waren in ihrem Kriegszug erschienen und hatten dort Einquartierung genommen, zogen aber kurz darauf wieder ab.

Das neue Jahr war gekommen. Die Kriegsunruhen aber dauerten fort, nur der Herzog Friedrich war zu dem ihm ersehnten Frieden eingegangen, der in seiner herzoglichen Stadt gefeiert werden sollte. Bei der Gelegenheit war

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.333.

die Ritterschaft zahlreich vertreten. Auf seines Vaters Geheiss hatte auch Junker Hinrich sich dahin auf die Reise machen müssen. Der jüngere Junker, Detlev, der in der Kanzlei unter des Herzogs Minister einen ansehnlichen Posten bekleidete, sollte dort mit einer adligen Jungfer sein Verlöbniß feiern, und Junker Hinrich hatte die Ermahnung von seinem Vater mitbekommen, sich in gleicher Weise umzutun. Aber die gepuderten und aufgeputzten Damen, die zugegen waren, hatten für ihn keinen Reiz.

Daheim, am anderen Tage, traf Hinrich im Turmhause seine geliebte Bärbe, und er beabsichtigte sie zu heiraten, gegen den Willen seines Vaters, der alle Hebel in Bewegung setzte, um die Eheschliessung zu verhindern. Der alte Junker ersuchte für diesen Zweck die Vermittlung des Ortspastors, der es aber ablehnte. „Euer Sohn ist weder ein Gotteslästerer noch ein Jungfernschänder,“ erwiderte der Pastor.<sup>1)</sup> Aber der alte Junker beharrte auf seinem Standpunkt. „Er ist kein Edelmann, ein ganz Geschlecht von makellosen Rittern will er schänden.“<sup>2)</sup> Das war die Meinung des alten Junkers.

Kurz darauf starb der alte Schlossherr und zur gleichen Zeit der Kornschreiber. Die Beisetzung der beiden geschah am selben Tage. Die schon anberaumte Hochzeit des Junkers Detlev wurde durch das Trauerjahr hinausgeschoben, anders bei dem älteren Bruder; hier hatte der Tod des Kornschreibers zu raschem Ehebündnis geführt. Hinter den Eichen, oberhalb des Flusses bei Grieshuus befand sich ein Meierhof. Hier hatte Hinrich seine Wohnung bezogen.

Die Testamentseröffnung ergab, dass Grieshuus nicht Hinrich sondern Detlev zugesprochen war. Hinrich war über dieses Unrecht mit Recht aufgebracht, aber noch

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.356.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.356.

mehr empörte ihn der Brief seines Bruders, in welchem er anheimstellte, sich seiner Bärbe zu entledigen, er würde dann von dem ihm zugeschriebenen Erbteil Abstand nehmen.

Es war der 24. Januar, ein verhängnisvoller Tag, der den Untergang dieses adligen Geschlechts herbeiführen sollte.

Der Junker Hinrich war in der Stadt gewesen. Bei seiner Rückkehr fand er, dass inzwischen Bärbe von einem Siebenmonatskinde, einem Töchterchen, entbunden war und erfuhr, dass während seiner Abwesenheit ein Bote vom Landgericht erschienen war mit einem Schreiben, das Bärbe unglücklicherweise geöffnet und gelesen hatte, worin stand, dass das Landesgericht Hinrich und Bärbe aus juristischen Gründen für Leibeigene Detlevs halte und ihre Ehe für nichtig erklärt werde. Als Hinrich bemerkte, dass Bärbes Zustand kritisch war, ritt er in Hast und Eile in die Stadt, um einen Arzt zu holen. Aber Bärbe starb, bevor er zurückkehrte. Auf dem Wege traf er in der Nacht Detlev und erschlug ihn im Zweikampf.

Von jenem Tage an war der Junker verschollen.

Zweites Buch. Der Chronist sagt uns: „Das siebzehnte Jahrhundert war vorüber; es sassen andere Leute auf Grieshuus. Viele Jahre hindurch war niemand dort gewesen als ein gerichtlicher Verwalter, denn man wusste nicht, wem das Gut gehörte, ob dem Abwesenden, der jeden Tag sich wieder einstellen konnte, oder dessen Tochter, einem schwachen Mädchen, das zu Schleswig im Kloster in der Hut einer entfernten Verwandten auferzogen wurde. Als sie mündig geworden, hatte sie von dieser sich getrennt und sich in der Nähe des Klosters eingemietet.“<sup>1)</sup>

Mehr als ein Menschenleben ging vorüber. Schwedi-

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.368.

sche Soldaten trafen ein, dabei ein Oberst, der wegen einer Verwundung in Schleswig verweilen musste. So ist Hinrichs Tochter, die Jungfer Henriette, des Obersts Ehefrau geworden. Ein Jahr darauf war ein Kind geboren worden, ein Sohn, der den Namen Rolf erhielt. Nach ein paar Jahren starb dessen Mutter. Sie hatte die Rückkehr ihres Vaters stets erwartet - jedoch vergebens. Auf dem Sterbebette sagte sie: „Er ist doch nicht gekommen, Rolf, und ich sterbe nun; du wirst ihn sehen; grüss ihn von mir! Rolf, vergiss nicht.“<sup>1)</sup>

Nach ihrem Tode siedelte der Oberst nach Grieshuus über mit einem Verwandten. Das Gehöf war inzwischen stark verwildert, und in den Wäldern hausten die Wölfe, die die Umgegend gefährlich machten.

Als Rolf sieben Jahre alt war, gab der Vetter ihm Unterricht im Lesen und Rechnen. Des Knaben Freundin war eine alte Magd, die schon die Mutter als kleines Kind getragen hatte. Rolf nannte sie die Matten. Sie hatte ihr Augenlicht fast ganz verloren und sass meist unten in der grossen Gesindestube oder am Herde in der Küche. Ein Schwesterenkelkind der alten Matten, Abel genannt, ein zehnjähriges Mädchen, kam öfters nach Grieshuus zum Besuch der alten Matten und spielte mit dem Junker Rolf. Späterhin wurde ein Informator zugezogen, der Magister Bokenfeld, den der Dichter nun aus seiner eigenen, im Jahre 1702 einsetzenden Niederschrift berichten lässt.

Er berichtete folgendes:

„Eines Tages erschien auf dem Hofe ein Fremder, ein bejahrter Mann, mit zwei gewaltigen Schweisshunden und bot dem Oberst seine Dienste an. Am folgenden Tage wurde der Fremde als Wildmeister angenommen. Er hatte sich die Wohnung im Turmhouse bei der Heide ausbedungen;

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.370.

nur drei Tage im Jahr, vom 23. auf 25. Januar wünschte er auf dem Hofe selbst zu verbleiben.

Durch seinen unermüdlichen Fleiss und mit der Hilfe des Hans Christoph minderte sich das Raubzeug merklich.

So waren ein paar Jahre hingegangen, der Junker Rolf war frisch hinaufgewachsen und wohl vierzehnjährig schon.<sup>1)</sup> Zu dem Wildmeister, der auch bei dem Obersten viel Ansehen hatte, hegte er eine grosse Anhänglichkeit und pflegte ihn häufig bei der Jagd zu begleiten. Bei einer Gelegenheit, als beide mit ihren Flinten übers Feld gingen, bemerkte der Wildmeister, wie der Junker im Zorn mit einer Furke seinen Hund erschlagen wollte, weil er seinem wiederholten Ruf kein Gehör schenkte. Doch gleichwie von Eisenklammern fühlte Rolf seine Hand von einer anderen gepackt. „Erschlag nicht deinen Hund“, rief über ihm der Wildmeister, „du könntest das späterhin einem Menschen tun.“<sup>2)</sup>

Inzwischen war die Umgebung von der Wolfsplage gereinigt und der Wolfsjäger - es war der Junker Hinrich - verliess Grieshuus, ohne dass er erkannt worden war, mit Ausnahme von Hans Christoph und der alten Matten, die aber seine Identität in ihren Herzen bewahrten. Eine Ahnung jedoch hatte Rolf, dass der Wildmeister tatsächlich sein Grossvater sein mochte, der ihm mit väterlicher Liebe zugetan war. Diese Erkenntnis trat deutlich zutage anlässlich der letzten Wolfsjagd bei dem Turme. Der Magister war auch bei der Jagd zugegen gewesen, und der Wildmeister hatte für ihn und den Junker ein Lager in dem Turme bereitet und entfernte sich von den Beiden, als der Wolf gestellt war. Der Magister berichtete: - „Ich setzte mich in den Sessel und deckte mir den Mantel

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.386.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.386.

über; Rolf warf sich angekleidet auf das Bett. Er sprach kein Wort, er hatte den Kopf gestützt und starrte auf die Tür, durch welche der Alte sich entfernt hatte.

„Wer war das?“ rief er plötzlich, doch als ob er zu sich selber spräche. Da frug ich ihn: „Wen meinst du, Rolf? Den Wildmeister?“

Er schien mich nicht zu hören, und der Glanz seiner Augen war gleichsam so nach innen gekehrt, als sähen sie rückwärts in die weiteste Vergangenheit; vielleicht, denn es geschiehet ja also, stand er an dem Bette seiner Mutter, die er im vierten Jahre als eine allzeit kranke Frau verloren hatte. Und abermals rief er, jedoch frohlockend: „Jetzt weiss ich es! - Ich soll ihn grüssen!“ und seine Augen warfen ihre blauen Demantstrahlen.

Als aber die Flurtür des anderen Zimmers aufging, und der Schritt des Alten darin hörbar wurde, der etwa was Vergessenes zu holen kam, sprang er jählings aus der Bettstatt und ging hinein.

Aber die Tür blieb hinter ihm um eine Spalte offen; da sah ich den Knaben in des Alten Armen hängen, ich sah das alte Gesicht sich auf das junge neigen und viele Tränen aus den alten Augen darauffallen. Was sie zueinander sprachen, habe ich nicht verstanden, denn es war leise gleich wie ein junges Vogelzwitschern. Aber ich stand auf und zog die Kammertür zu, damit sie ganz allein wären. Ich dachte: „Schweige! Denn, wie Matten sagt, bei Gott ist Rat und Tat“.

Am Abend des anderen Tages sah ich kein Licht da drüben in dem Turmhaus und ist auch wohl nimmer wieder eines dort gewesen; denn der Wildmeister hatte sich vom Hofe beurlaubet, nachdem er noch die jungen Wölfe abge-

liefert hatte. Hans Christoph sah ich mitunter bei dem Kirchgange, er blickte mich dann traurig an und zog schweigend seine Mütze. Der Vetter raunte mir zu: „Das war des Sünders Glück, Ehrwürden, dass er sich zeitig fortgehoben.“ 1)

Von Wölfen wurde seit des Wildmeisters Weggang ferner nichts gespürt, und es konnte auch ein Kind jetzt ruhig durch die Wälder gehen; aber über der Torfahrt und im Turmhaus wohnte niemand mehr, und von hüben und von drüben leuchtete kein Licht mehr nach der Heide.“ 2)

Man schrieb das Jahr 1713. Der Oberst hatte den Junker 1707 nach Stockholm gesandt, wo er als Fahnenjunker in die schwedische Miliz eintrat und später zum Leutnant befördert wurde.

Da brach unter Karl XII. der Krieg zwischen Schweden und Russland, Dänemark und Sachsen aus. Das schwedische Heer besetzte die Stadt unweit von Grieshuus.

In der Nacht vom 24. Januar 1713 erschien plötzlich in Grieshuus die Jungfer Abel, die in der Stadt beschäftigt war und die Rolf liebte. Sie brachte dem Oberst die unheilvolle Nachricht, dass der Junker Rolf mit schwedischen Dragonen unweit Grieshuus stände, wo er die Brücke eines Flusses gegen die ankommenden Russen halten sollte. Sie hatte erfahren, dass der Angriff der Russen noch in derselben Nacht stattfinden sollte. Im selben Augenblick kam auch der Wildmeister und liess ein Pferd - Rolfs beliebte Falada - schleunigst satteln, um Rolf von dem bevorstehenden Angriff der Russen Warnung zu geben. Rolf fiel im Kampfe, und der Waldmeister verunglückte durch den Sturz vom Pferde an der

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.396 ff.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.398.

Stelle, wo er einst seinen Bruder erschlagen hatte.

Die Leichen wurden nach Grieshuus gebracht.

„Es war der Tag, an welchem die Beisetzung geschehen sollte, auch der Wildmeister sollte in die Gruft derer von Grieshuus, so hatte es der Oberst verordnet, weil er sein Leben um den letzten Sohn des Hauses zugesetzt.“<sup>1)</sup>

Nun erfuhr er von der alten Matten, dass der Wildmeister niemand anders war als der verschollene Junker Hinrich.

Der Oberst bestellte die Bauern sich ins Schloss zu versammeln, die nun den Saal füllten.

Der Oberst hob seinen Hut vom Haupte: „Ich habe euch herbestellet,“ begann er mühsam; „ich musste es, denn mein Mund ist der letzte, der hier noch reden kann. So höret es! Nicht ich und nicht mein Sohn, den mir der Herr genommen - der Greis hier in dem zweiten Sarge“ und er legte seine Hand sanft auf die des Toten „ist euer Herr gewesen bis an sein Ende. Aber ihr sahet ihn nicht, und da er kam als ein Dienender habet ihr ihn nicht erkannt; unstät und flüchtig blieb er nach dem Fluch der Schrift ein langes Leben durch; denn seinen Zwillingbruder hatte er im jähen Zorn erschlagen. Aber nicht wie Kain den Abel: der Bruder hatte ihm sein Glück, sein junges Weib getötet; und da zwang er ihn zum Kampf und erschlug ihn.“ Und der Oberst legte die Faust auf seine Brust, dass die Spangen an dem Degenriemen klirrten: „Beim ewigen Gott! Ich hätt ihn auch erschlagen!“<sup>2)</sup>

Als die Toten beigesezt waren, liess der Oberst die Kapellengruft vermauern. Der Oberst selbst verliess Grieshuus und zog nach Stockholm. Grieshuus ist abgebrochen worden.

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.407.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.408 ff.

So ist es, wie der Dichter singt: 1)

„Auf Erden stehet nichts, es muss vorüberfliegen;  
Es kommt der Tod daher, du kannst ihn nicht besiegen.“

Diese Novelle hat der Dichter mit Recht in zwei Teilen herausgegeben, da ein Zeitraum von einer Generation beziehungsweise von zwei Generationen die beiden Teile trennt. Demzufolge sind die Hauptpersonen des zweiten Teiles der Novelle - mit Ausnahme des Junkers Hinrich - andere. Der erste Teil der Novelle hat die Schuld und der zweite Teil die Sühne zum Thema.

Im ersten Teil gewinnen wir einen Überblick in der Absonderung des Adels von dem Proletariat, das den Verfall des adligen Geschlechts herbeiführte.

Der alte Schlossherr beharrte auf dem Standpunkt des Klassenunterschiedes, nämlich dass sein adliges Blut sich nicht mit dem gemeinen Blut vermischen dürfte. Ein Umgang mit den Bürgersleuten der Umgebung war daher ausgeschlossen. Diesen Standpunkt vertrat auch sein jüngerer Sohn Detlev, der „abgeschlossen über den Büchern gesessen ist, während der Ältere, Hinrich, alsbald den Bauern und Knechten draussen bei der Arbeit zugesehen, auch wohl selber Sichel oder Pflug mit angefasst“ 2) hatte.

Es war natürlich, dass dieser Junker keinen Reiz in der Gesellschaft der adligen „gepuderten“ Jungfern fand und sein Glück bei Bärbe, der Tochter des Kornschreibers, die er einst vor Gefahr gerettet hatte, suchte, mit der er ein Verlöbnis hatte. Hierdurch lud er den Zorn seines Vaters und seines Bruders auf sich, so dass der Schlossherr ihn als rechtmässigen, zukünftigen Erben des Gutes zu Gunsten des jüngeren Sohnes enteignete.

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.411.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.333.

Hier sahen wir den Gegensatz zwischen Vater und Sohn und Bruder wider Bruder. Das Problem war, wer nun recht hatte. Einerseits haben wir den Vater, der den Standpunkt vertrat, dass durch eine Ehe mit einer Bürgerstochter sein ganzes Geschlecht „von makellosen Ahnen“ geschändet würde, und der infolgedessen Hinrich enterbte. Andererseits hatte der Junker Hinrich das natürliche Recht das Weib zu erwählen, mit welchem er zu leben und schaffen berufen war.

Nach dem Ableben des alten Junkers heiratete Hinrich Bärbe. Durch das Zutun seines Brudes Detlev wurde die Ehe Hinrichs vom Landgericht als nichtig und er sowie seine Bärbe als Leibeigene Detlevs erklärt. Dieser Erlass verursachte die vorzeitige Niederkunft Bärbes und ihren Tod. Die beiden Brüder trafen sich in der folgenden Nacht, und Detlev wurde im Zweikampf erschlagen. Der Junker Hinrich musste wegen dieses Brudermordes die Stätte in Flucht verlassen. Durch seine Tat war er der Fahndung ausgesetzt und hatte den Anspruch auf die Erbschaft von Grieshuus verloren. Unstet und flüchtig musste er von Ort zu Ort wandern, bis er wiederum in seine Heimat gelangte, um sich als Wildmeister bei dem Oberst, dem Gatten seiner Tochter, anstellen zu lassen.

Der zweite Teil der Novelle handelt von der Sühne.

In diesem Teil ersehen wir, dass andere Leute auf Grieshuus sassen, nämlich der Oberst mit seiner Gattin und deren Sohn, Rolf.

Mit der Wiederkehr, mit dem Dienst auf heimatlichem Boden und mit der Absicht, seinen Enkelsohn Rolf, den Erben Grieshuus, zu schützen, büsste Hinrich innerlich die Schuld ab, die er begangen hatte. Unglücklicher-

weise ereilte den Junker Rolf der Tod in dem Moment, in dem ihm Hilfe und Sicherheit zgedacht waren und auch der, der sein Retter sein wollte, verunglückte an derselben Stelle, wo er einst den eigenen Bruder erschlagen hatte.

Somit war die Sühne vollzogen und die Waage von Recht und Unrecht ins Gleichgewicht gebracht, jedoch zum Verhängnis des adligen Geschlechts von Grieshuus.

Diese Novelle schilderte nicht nur den Niedergang des adligen Geschlechts. Auch andere Motive spielten hier eine Rolle. Wie bereits erwähnt, haben wir den Streit zwischen Bruder und Bruder. Der Jüngere, ein Student, der streng nach den Anschauungen seines Vaters handelte, wollte den Rang des Adels aufrecht erhalten, während sein älterer Bruder, Hinrich, das Gegenteil vertrat. Für diesen war jeder redlich strebende Mensch dem Adel ebenbürtig, ja sogar mehr. Er stellte seine Bärbe auf eine höhere Stufe als die aufgeputzten und gepuderten adligen Jungfern.

In seiner Jugend fanden wir den Junker Hinrich als einen jähzornigen Mann, der sich durch Unbesonnenheit an dem Arbeiter Hans Christoph vergriff und späterhin seinen Hund im Zorn erschlug. Auch der Brudermord zeugte von einer unbesonnenen Tat, obgleich der Grund hierfür, die Misshandlung seiner Frau aus dem niedrigen Stand, gewissermassen gerechtfertigt war.

Aber in seinem Alter handelte Hinrich als ein sachlicher Mensch. Der Dichter erwähnte: „Der Wildmeister war wohl selbst ein jähzorniger Mann gewesen, aber er hatte gelernt, sich zu besiegen“.<sup>1)</sup> Er verwarf unüberlegte Massnahmen und ermahnte Rolf sich zu beherrschen, als er in seinem Zorn seinen Hund erschlagen wollte.

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.387.

„Erschlag nicht deinen Hund, du könntest das späterhin  
einem Menschen tun!“ 1)

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.386.

E I N     D O P P E L G Ä N G E R

---

E I N     D O P P E L G Ä N G E R  
-----

Storm macht als junger Advokat in einer Gastwirtschaft in Jena die Bekanntschaft mit einem Oberförster, von dem er die Einladung annimmt, ihn auf seiner Försterei zu besuchen.

Von dem Wirte erfährt er, dass die Gattin des Oberförsters aus seinem Geburtsort gebürtig ist.

Der junge Advokat „kannte daheim alle jungen Mädchen innerhalb der letzten dreissig Jahre, wusste keine, die so weit gen Süden geheiratet hätte.“ Auf die Frage, wie der Jungfername der Frau Oberförsterin war, erwiderte der Wirt: „Kann nicht damit dienen, Herr, aber mir ist's noch just wie heute, als die seligen Eltern des Herrn Oberförsters, die alten Pfarrersleute, mit dem derzeit kaum achtjährigen Dirnlein hier vorgefahren kamen.“<sup>1)</sup>

Am nächsten Tage stattet der junge Advokat seinen Besuch ab. Während der Unterhaltung mit des Oberförsters Gattin erfährt er, dass ihr Vater John Hansen geheissen und ein armer Arbeiter gewesen war. „Sie hätten ihn kennen müssen,“ rief sie, „Sie würden die, welche die kleinen Leute genannt werden, noch tiefer in Ihr Herz geschlossen haben! Als meine Mutter, da ich kaum drei Jahre alt war, starb, da hatte ich nur ihn; aber schon in meinem achten Jahre ist er plötzlich mir entrissen worden. Ich möchte nun auch Ihnen, meinem Landsmann, etwas Weiteres vertrauen; es ist seltsam, aber es kommt mir immer wieder: mir ist oftmals, als hätte ich vorher, bei Lebzeiten meiner Mutter, einen anderen Vater gehabt - den ich fürchtete, vor dem ich mich verkroch, der mich anschrie und mich und meine Mutter schlug .... und das ist doch unmöglich! Ich habe selbst das Kirchenbuch aufschlagen lassen, meine Mutter hat nur diesen einen Mann

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.611.

gehabt. Wir haben zusammen Not gelitten, gefroren und gehungert; aber an Liebe war niemals Mangel."<sup>1)</sup>

Später, kurz vor dem Schlafengehen, als der Oberförster und sein Gast allein waren, sagte dieser: „Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich Sie bitte, mit meiner Frau nicht weiter über ihren Vater zu sprechen. Die Ursache will ich Ihnen in einem Worte geben: der Vater meiner Frau hiess freilich John Hansen; von den Leuten aber wurde er John Glückstadt genannt, nach dem Orte, wo er als junger Mensch eine Zuchthausstrafe verbüsst hatte. Meine Frau weiss weder von diesem Übernamen, noch von der Strafe, auf welcher er beruht; und - ich denke, Sie stimmen mir bei - ich möchte nicht, dass sie das je erführe; ihr Vater, den sie kindlich verehrt, würde mit jenem Schreckbild zusammenfallen, das ihre Phantasie ihr immer wieder vorbringt und das leider keine blosse Phantasie war."<sup>2)</sup> Dann rief er aus: „Ja, ja, aus dem Staube des Weges haben meine lieben Eltern dies Kind für mich aufgesammelt; ich dank' es ihnen jeden Morgen, wenn ich beim Aufstehen dies friedliche Antlitz noch neben mir im Schlummer sehe. Doch - gute Nacht! Auch die Vergangenheit soll schlafen."<sup>3)</sup>

Aber die reiche Sommernacht gab den Advokaten nicht den nötigen Schlaf. Vor sein inneres Auge drängten abwechselnd sich zwei öde Orte, „ein verlassener Brunnen mit vermorschtem Plankwerk, der in der Nähe seiner Vaterstadt auf einem weiten Felde lag und dann das äusserste der kleinen Stadthäuser am Ende der Norderstrasse, mit einem Strohdach, so niedrig, dass man's mit der Hand erreichen konnte". Als Junge hatte er manchmal von Feldstreifereien heimkehrend davor stillgestanden und es betrachtet. Später, als er schon Sekundaner war, hörte er

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.616.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.618.

3) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.620.

oft „Lärm in diesen engen Räumen, der die Vorübergehenden davor haltmachen liess. Eine kräftige Männerstimme fluchte und schalt in sich überstürzenden Worten; dröhnende Schläge, das Zerschellen von Gefässen wurde hörbar; dazwischen, kaum vernehmbar das Wimmern einer Frauenstimme, doch nie ein Hilferuf. Eines Abends trat danach ein junger, wilder Kerl aus dem Innern in die offene Haustür, mit erhitztem Antlitz, über das ein paar dunkle Haarlocken ihm in die Stirn hingen. Er warf den Kopf mit der starken Adlernase zurück und musterte schweigend die Umstehenden.“<sup>1)</sup>

Das war John Glückstadt, von dem der Advokat heute erfahren hatte, dass er John Hansen geheissen habe.

Nun tauchen in ihm die Erinnerungen dieses Menschen auf, und der Dichter schildert nunmehr, was sich tatsächlich zugetragen hatte, wie folgt:

„John Hansen war von einem Nachbardorfe und hatte seine Militärzeit als tüchtiger Soldat bestanden. Als aber die Dienstzeit aus und er entlassen war, da wollte die müssige, aber wilde Kraft in ihm etwas zu schaffen haben; ein Dienst als Knecht war nicht sogleich zur Hand, so ging er in die Stadt und gab sich vorerst bei einem Kellerwirte in die Kost. Aber dort verkehrte allerlei fremdes und hergelaufenes Volk.“<sup>2)</sup>

Er macht die Bekanntschaft mit einem Müssiggänger, Wenzel genannt. Da sich für John die Aussicht auf einen Dienst zerschlagen hatte, verübt er mit Wenzel einen Einbruch in der Wohnung eines Exsenators, Quanzberger genannt. „Das war es gewesen, was dem braven Soldaten John Hansen eine sechsjährige Zucht<sup>haus</sup>strafe und den Namen John Glückstadt eingetragen hatte. Seltsam<sup>m</sup> war es, dass nach Publizierung des Urteils auch unter den städ-

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.620 ff.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.621.

tischen Honorationen von mancher Seite für den Verurteilten Partei ergriffen wurde; man hob hervor, dass er die goldene Uhr des Exsenators, die ihm als Beuteanteil zugefallen war, schon am Tage nach der Tat einem jungen Vetter auf dem Lande als Konfirmationsgeschenk gegeben hatte, was freilich dann zuerst der Anlass zu seiner Verhaftung geworden war.“<sup>1)</sup>

Nach Verbüßung der Strafe kommt John wiederum in die Stadt und wird Aufseher bei den Zichorien - Arbeiterinnen auf einem Felde, vor der Stadt. „An der weiter von der Stadt liegenden Ostseite des Ackers, wo schon die Arbeit vollendet war, befand sich jener Brunnen, neben dem schon seit undenkbaren Jahren das Schinderhaus verschwunden war; um drei Pfähle hingen noch ein paar vermorschte Bretter, die keinen Widerstand zu leisten vermochten. John Glückstadt kannte ihn wohl.“<sup>2)</sup>

Eines Morgens bemerkte er, wie eine der Arbeiterinnen, Hanna genannt, von einer anderen Arbeiterin verfolgt wird, und Hanna in wilder Flucht gerade auf den Brunnen zuläuft. „Sie will mich totschiagen“, schrie sie und stürzte mit solcher Gewalt in seine Arme, dass ihm selbst die Füße auf dem Boden wankten.“<sup>3)</sup> Er lässt durch einen Arbeitgeber den Brunnen einzäunen, und die Hanna, ein heissblütiges Mädchen aus einer Bettlerfamilie, wird seine Frau.

Im September wird das Zichorienfest gefeiert, und John tanzt mit seiner jungen Frau. „Inmitten der Fröhlichkeit kam auch die Herrschaft mit einigen Freunden auf den Boden; auch der Bürgermeister war dabei, einer von denen, deren Teilnahme damals den Verurteilten in das Zuchthaus begleitet hatte. Jetzt folgte sein Blick dem hübschen, jungen Paare.

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.623.  
2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.625.  
3) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.626.

Eine ältliche, unverheiratete Schwester der Hausfrau stand neben ihm. „Nun sehen Sie“, flüsterte die Dame und zeigte mit dem Finger nach dem Paare, „vor zehn Monaten noch am Wollspinnen im Zuchthaus, und nun tanzt er mit dem Glück im Arm.“

Der Bürgermeister nickte: „Ja, ja - Sie haben recht ... aber er selbst ist doch nicht glücklich und wird es nimmer werden.“

Das alte Fräulein sah recht dumm zu dem Redenden auf. „So möge er das Brüten lassen,“ sagte sie endlich.

„Das kann er nicht.“

„Weshalb nicht? Er sieht doch herrisch genug aus.“

„Das tut er“, entgegnete der Bürgermeister nachdenklich, „er könnte sogar wohl toll darüber werden, vielleicht noch einmal ein Verbrecher: denn das Rätsel heisst: Wie find' ich meine verspielte Ehre wieder? - Er wird es niemals lösen.“<sup>1)</sup>

Sie gingen alle und überliessen die Armen ihrer Lustbarkeit; nur der Bürgermeister zögerte noch ein paar Minuten, da wieder das junge Paar vorübertanzte. Das siebzehnjährige Weib hing mit lachenden Augen an denen ihres Mannes, die sich, wie um alles zu vergessen, in die ihren zu bohren schienen.

„Wie lange noch wird's dauern?“ murmelte der Bürgermeister, dann folgte er den anderen.

Es dauerte doch noch ziemlich lange. Ein Kind wird geboren und vermehrt das Glück der armseligen Leute.

Aber „immer feindlicher stand ihm die Welt entgegen, immer hörte er den Vorwurf seiner Schande. Hatte er doch einmal, da von einem maulfrechen Matrosen sein Weib eine Betteldirne gescholten worden war, den Menschen hingeworfen und ihm fast den Schädel eingeschla-

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.629.

gen; und nur mit Not hatte im Sühnetermin der ihm günstige Bürgermeister die Sache unter beiden ausgeglichen.

Doch das war ein anderes: wo aber eine Hand erbarmungslos an jene Wunde seines Lebens rührte, wo er's nur glaubte, da fielen die starken Arme ihm an seinen Leib herunter, da war nichts mehr zu schützen oder gar zu rächen."<sup>1)</sup>

Und dennoch mit ihm in seinem armen Hause wohnte noch immer das Glück, aber es schien zu lockern. Seine Stirn wurde finster. Sein alter Arbeitsgeber war gestorben, und er musste Notarbeit verrichten, dass er am Wege sass und Steine klopfte.

Doch Streit und Unmut traten ins Haus hinein und wegen einer Wiege, die sein Weib für sein ein Jahr altes Kind begehrte. „Dem jungen Weibe war die Wiege nur ein Spielwerk für ihren Unmut gewesen“; und da beide heissblütig sind, gibt ein Wort das andere, bis er sie schlägt. Sie flieht. Mit Entsetzen fiel ihm der Brunnen ein. Er läuft den Weg hinauf, wo der Eingang zu den Feldern war: da stolperte sein Fuss; ein Menschenlaut vom Boden wurde hörbar. „Hanna,“ schrie er, „Hanna, du lebst? Gott sei Dank, du bist es!“ Ein lautes Jauchzen hätte er in die Nacht geschrien, aber sein Herz, das zum Zerspringen klopfte, machte es ihm unmöglich. Er hob sie wie ein Kind auf seine Arme, und da der Regen stärker fiel, zog er seinen Rock vom Leibe und hüllte sie darein; dann hielt er sie sanft an seine Brust und ging langsam, als sei er zum erstenmal allein mit seinem jungen Weibe, in dem strömenden Regen ihrem Hause zu.

„Hanna, liebe Hanna!“ rief der Mann. Da kam auch ihre andere Hand hervor, und beide schlossen sich um seinen Hals.

Und das Glück ging wieder leis an ihrer Seite; er hatte es noch nicht verjagt.“<sup>2)</sup>

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.632 ff.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.635.

Doch der Frieden im Hause war nicht von langer Dauer.

Arbeitslose Tage brachten Not ins Haus, und die beiden streiten oft und dabei schlägt er sein Weib häufig.

„Wenn an arbeits- und verdienstlosen Tagen die Not, oder was es immer sein mochte, seine Nerven zucken machte, so fasste auch ferner seine böse Hand nach seinem Weibe, deren Blut nicht kälter rollte als das seine. Und Buben und junge Leute blieben auf der Gasse vor ihrem Häuschen stehen und ergötzten sich an dem, was von dem Elend drinnen an ihr Ohr hinausdrang. Nur einer, der alte Nachbar Tischler, kam mit gutem Willen; er ging ins Haus und sprach mitunter die Streitenden zur Ruhe, oder er trat, mit einem hübschen, leise schluchzenden Kinde auf den Armen, wieder aus der Türe; „das ist nichts für dich, du kleiner Engel“, sagte der alte Mann, „komm du mit mir!“ und er ging mit ihr in seine Wohnung, wo eine ebenso alte Frau das Kind ihm zärtlich aus den Armen nahm.

Wenn aber in dem kleinen Hause Jähzorn und Kräfte sich erschöpft hatten, dann - wovon die draussen nichts gewahrten - fielen Mann und Weib sich in die Arme und pressten und küssten sich, als ob sie so sich töten wollten.“<sup>1)</sup>

„Das sah kein Mensch; und doch, nach ihrer beider Tode ist davon erzählt worden.“<sup>2)</sup>

Dennoch kam eines und machte allem ein jähes Ende. Es war eine Zeit leidlichen Verdienstes gewesen, und Hannas Mutter war nach kurzem Krankenbett gestorben.

„Ein Sonntagmorgen war es: Hanna hatte eben das jetzt schon dreijährige Kind in seinem dürftigen Sonn-

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.635 ff.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.637.

tagsstaat gekleidet." John war in übler Laune; er fragte sein Weib: „Was tatest du denn als du mit deiner Mutter noch allein warst und nicht einmal ein Kind zum Anziehen da war?"

„Ich ging betteln in der Stadt!" antwortete sie, und ein höhnischer Trotz klang aus den Worten: „das ging noch besser, als es jetzt geht! Du wusstest ja, dass du eine Betteldirne freitest!"

„Und schämtest du dich nicht?" fuhr es aus ihm heraus.

„Nein," sagte sie hart und sah ihm mit starren Augen ins Gesicht.

„Warum lerntest du nicht mit feiner Wäsche umgehen? Deine Mutter konnte es doch: sie hatte bei Herrschaften gedient. Das hätte uns jetzt Geld gebracht und wär' besser gewesen als das faule Umherlungern."

Sie schwieg; es war nie daran gedacht worden. Aber in ihrem hübschen Kopfe fing es an zu kochen, als sie nichts erwidern konnte. Da kam ihr ein Gedanke; er versetzte ihr den Atem, aber sie konnte es nicht verhalten. „Es gibt ja noch anderen Verdienst!" sagte sie, und als er schwieg: „Wir können Wolle spinnen; das hast du ja sechs Jahre getrieben und kannst es mich selber lehren!"

Ihm war, als hätte er einen Schlag in sein Gehirn bekommen, und sein Gesicht verwandelte sich so furchtbar, dass sich das Kind mit beiden Ärmchen an die Mutter klammerte.

„Weib! Hanna!" schrie er. „Das sagst du mir? - du?"

Und als sie jetzt wie ohne Leben ihm ihr Gesicht entgegenhielt, fasste er sie an beiden Schultern, zog sie an sich, als müsse er sich überzeugen, ob sie's auch selber wäre, und stieß sie dann gewaltsam von sich. Der

Stuhl, an welchem sie gestanden hatte, fiel zurück, und das Kind stiess einen gellenden Schrei aus; das Weib aber stürzte gegen den Ofen; dann glitt sie mit einem schwachen Wehlaut auf den Boden.

Als wären die Gedanken ihm abhanden gekommen, sah John darauf hin; als er ein wenig seine Augen hob, da sah er an einem hervorstehenden Schraubenstift des Ofens, von dem das Kind den Messingknopf zum Spielen abgenommen hatte, einen Tropfen roten Blutes hängen. Er kniete nieder und fuhr suchend mit den Händen durch das volle Haar seines Weibes; plötzlich wurden ihm die Finger feucht; er zog sie hervor. „Blut!“ schrie er und betrachtete mit Entsetzen seine Hand; dann fuhr er fort zu suchen, hastig, mit fliegendem Atem, und - nun hatte er es gefühlt, ein Stöhnen brach aus seinem Munde: da, da quoll es hervor, da war der Stift hineingedrungen; tief - er wusste nicht, wie tief. „Hanna!“ flüsterte er, indem er sich zu ihrem Ohre beugte, und noch einmal stärker: „Hanna!“

Da kam es endlich. „John!“ kam es von ihren Lippen.

„Hanna!“ flüsterte er wieder, „bleib, o stirb nicht. Hanna! Ich hol' einen Doktor; gleich, gleich bin ich wieder da!“

„Es kommt doch keiner.“

„Ja, Hanna, er soll kommen!“

Eine Hand griff tastend nach der seinen, wie um ihn zurückzuhalten. „Nein, John - kein Doktor - du bist nicht schuld - aber sie setzen dich ins Gefängnis!“

Sie warf sich plötzlich gewaltsam herum. „Küss mich, John!“ rief sie laut wie in Todesangst: doch als er seine Lippen auf die ihren drückte, küsste er nur noch eine Tote. <sup>1)</sup>

Nach dem Begräbnis kommt Mariken, eine alte Bett-

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd. 2. S.638 ff.

lerin, und bewirtschaftet den Haushalt. So waren nun wieder drei Bewohner in der Kate. Ein dürftig aber allezeit sauber gekleidetes Dirnlein, das auf der Haustürschwelle mit einer Puppe spielte, konnte man häufig bemerken. Als Christine fünf Jahre zählte, lernte sie von Mariken die Kunst des Schreibens und Lesens. „Wenn aber am Feierabend der Vater da war, dann hob er oft sein Kind auf beide Arme, und was er tags erfahren hatte, oder was nur an Gedanken bei der Arbeit ihm gekommen war, was sie verstand oder nicht verstand, das flüsterte er in die kleinen Ohren; er hatte keinen anderen Vertrauten, und ein ewig Schweigen soll kein Mensch ertragen können. Er wusste nicht, war diese Tochter ihm ein neues Glück, war sie ihm nur ein Trost für ein verlorenes: denn immer wieder nach dem toten Weibe in Reu und Sehnsucht wollte ihm das Herz zerbrechen.“<sup>1)</sup>

Es kam ein furchtbarer Winter, die Welt war wie eingeschneit und auch die Aussicht auf Arbeit schlecht. Nun fehlte es ihm und dem Kinde an Nahrung und noch schlimmer ist die Furcht des Erfrierens seiner Christine. Ihretwegen geht er zu dem Brunnen und haut den Bretterzaun ab, um sein Haus zu erwärmen. Sein Gewissen plagt ihn, er ist sich dessen völlig bewusst, dass dies ein neues Vergehen ist, dies seines Kindes wegen.

Allmählich ging der Winter vorüber und „John hatte eine Gartenarbeit unten in der Stadt und bog eines Abends, seinen Spaten auf dem Nacken aus einer Nebengasse in die breite Strasse ein, um durch diese und deren Verlängerung nach seiner Wohnung hinaufzugehen. Alle seine Gedanken waren bei seinem Kinde; sie kam ihm ja immer noch entgegen, wenn auch nicht so ungestüm wie früher, denn auf den Herbst hatte sie schon ihr sieben-

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.647.

tes Jahr." 1) Da erscheint plötzlich sein Zuchthausgenosse Wenzel. Er schüttelt ihn ab. „In furchtbarer Bewegung setzte John seinen Weg fort; ihm war als wäre alles in ihm eingestürzt. Einige Häuser vor dem seinen kam ihm das Kind entgegen und hing sich an seinen Arm. „Du sprichst ja gar nicht, Vater? Fehlt dir was?“ sagte sie nach einigen Schritten.

Er schüttelte den Kopf: „Ja, Kind; wenn nur, was einmal dagewesen nicht immer wieder zu uns kommen wollte!“ 2)

Am folgenden Tage hatte John den Gefürchteten nicht gesehen; er war auch nicht durch die Stadt, er war hinter derselben an den Gärten entlang auf seine Arbeit und wiederum nach Haus gegangen. Am Abend darauf sah er ihn hier auf sich zukommen.“

Wenzel hält ihn an, er will sich bei John einmieten. Dieser lehnt es entschieden ab. Da kommt ein Gendarm auf sie zu und bringt Wenzel zum Bürgermeister, dem er die Meldung macht, dass er ihn im Gespräch mit John Glückstadt getroffen habe und ihm dieses Zusammentreffen verdächtig erscheint, hinter der Stadt und um die Vesperzeit, wo niemand dort zu kommen pflegt.

Der Bürgermeister erwiderte: „Wie meinen Sie das? Dieser John Hansen ist jetzt ein reputierlicher Mensch, der sich und seine Kleine ehrlich durchzubringen sucht.“ „Stören Sie mir den Mann nicht; den kenn ich besser: auch hat er Arbeit jetzt, die er nicht aufs Spiel setzen wird.“ 3)

Die Zurückweisung durch den Bürgermeister ergrimmte den Gendarmen. „Drum erzählte er noch am selben Tage Arbeitern und kleinen Handwerkern, mit denen er zusammentraf, und mit noch stärkeren Akzenten, die verdächtige

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.651.  
2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.652.  
3) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.653.

Geschichte; die brachten es an die Dienstboten und diese an die Herrschaften, und so war bald die ganze Stadt voll von den gefährlichen Plänen, welche Wenzel und John Glückstadt in erneuerter Kameradschaft miteinander geschmiedet hätten; und obwohl Wenzel schon am folgenden Tage wieder entlassen und dann von der Behörde zu Behörde gewiesen war und hier niemals wieder gesehen wurde, so hatte er doch für John des Teufels Spur zurückgelassen. Dieser hatte gehofft, die Arbeit in dem grossen Garten drunten in der Stadt den ganzen Sommer, ja gar für künftige Jahre behalten zu können, denn der Besitzer hatte ihm wiederholt die Sauberkeit und Raschheit seiner Arbeit gelobt: jetzt aber kam die Botschaft von demselben, John brauche nicht wieder zu kommen. Bei Anfragen in anderen Häusern erhielt er trockenen Abschlag: mit Mühe bekam er endlich in einem nahegelegenen Dorfe eine schlecht bezahlte Feldarbeit, aber auch die ging bald zu Ende. Sein Mut sank; seines Kindes Antlitz drückte ihn noch tiefer; das Elend war schon halb in seiner Kate." 1)

In der verzweiflungsvollen Lage, in der er sich befand, wusste er keinen anderen Rat als einige Kartoffeln von einem Acker, in der Nähe des Brunnens, zu stehlen. In der Stille der Nacht verliess er sein Haus und ging zum Acker. „Das Säcklein, das er mitgenommen hatte, war halb gefüllt. Er stand und wog es in der Hand; es war genug; aber ... er hatte den Sack schon umgekehrt, um alles wieder auf den Acker auszuschütten, nur unten hielt noch seine eine Hand das Linnen zusammen. Ihm war im Kopfe, als senke eine Waage sich auf und ab; dann sprach er langsam: „Ich kann nicht, lieber Gott! Mein Kind! Es soll ans Kreuz geschlagen werden; lass mich es retten; ich bin ja nur ein Mensch!" 2)

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.654.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.656 ff.

Nun wandte er sich und beschleunigte seine Schritte: er wollte rasch nach Haus, zu seinem Kinde. Da war etwas vor seinen Füßen, er kam ins Straucheln, und eh er sich besonnen, tat er einen neuen Schritt; aber sein Fuss fand keinen Boden .... ein gellender Schrei fuhr durch die Finsternis, dann war's, als ob die Erde ihn verschluckt habe.<sup>1)</sup>

John Glückstadt ist niemals wieder nach Haus und nie zu seinem Kinde zurückgekommen. Sein Verschwinden wurde das Tagesgespräch der kleinen Stadt. Einige waren der Meinung, er wäre mit seinem früheren Zuchthausgenossen nach Hamburg gegangen sein, um von dort übers Meer zu fahren. Der Bürgermeister jedoch dachte anders. Er sagte: „Nachdem dieser John von Rechtes wegen seine Strafe abgeüsst hatte, wurde er, wie gebräuchlich, der lieben Mitwelt zur Hetzjagd überlassen. Und sie hat ihn nun auch zu Tode gehetzt; denn sie ist ohn Erbarmen.“<sup>2)</sup>

Die Novelle „Ein Doppelgänger“, geschrieben im Jahre 1886, ist eine der wichtigsten Storms, in welcher soziale Fragen zugrunde liegen: sie behandelt das Verhältnis zwischen der Gesellschaft und dem Arbeiter.

Die Frage ist diese: Wollte Storm mit dieser Novelle eine Anklagedichtung schaffen mit der Absicht, eine Verbesserung der Verhältnisse zwischen der Gesellschaft und den Arbeitern herbeizuführen, namentlich in Bezug derer, die mit den Gesetzen in Konflikt geraten waren?

Wenn man bedenkt, dass in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Arbeiterstand ernste Anstalten machte, seine Lage zu verbessern und somit die Revolution im Jahre 1848 und den Naturalismus mit sich zog, dann ist

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.657.

2) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.658.

es erklärlich, dass Storm diese Bewegung mit grossem Interesse verfolgte, denn bekanntlich stand er dem Proletariat sympathisch gegenüber. Die Personen, die er in seinen Novellen schildert, gehören durchweg bekannten bürgerlichen Kreisen an, deren Schicksale er darzustellen liebt.

John Hansen, ein gewöhnlicher Arbeiter, wird uns als ein tüchtiger Soldat geschildert, der nach seiner Militär-Dienstzeit vergebens nach Arbeit sucht. Er kommt mit allerlei arbeitsscheuem Gesindel in Berührung, und in seiner trostlosen Lage lässt er sich verführen, einen Einbruch und Diebstahl zu verüben, durch welchen er eine sechsjährige Zuchthausstrafe verbüsst. Nach Abbüsung derselben ringt er ehrlich, aber auf die Dauer vergeblich, wie er die verspielte Ehre wieder gewinnen kann, denn davon hängt seine Existenz ab.

Der Bürgermeister, ein erfahrener Menschenkenner, ist überzeugt, er wird dies Rätsel niemals lösen, und äussert sich am Schluss der Novelle „Nachdem dieser John von Rechtes wegen seine Strafe abgebüsst hatte, wurde er, wie gebräuchlich, der lieben Mitwelt zur Hetzjagd überlassen. Und sie hat ihn nun auch zu Tode gehetzt; denn sie ist ohn Erbarmen.“ Er ist sich dessen bewusst, dass die Gemeinschaft der ehrlichen und anständigen Menschen ihn aus ihren Kreisen für den Rest seines Lebens ausstossen, und ihm das Recht auf Arbeit und damit seine Existenz streitig machen wird. Dem John Glückstadt stempelt seine Tat, obgleich er sie bereits verbüsst hat, das Zeichen eines Verbrechers auf, und er trägt somit seine Strafe für sein ganzes Leben lang auf seinen Schultern.

Er bekommt den Posten als Aufseher der Zichorien-Arbeiterinnen auf dem Felde, wo ein offener Brunnen sich befindet, und er schützt Hanna, der die Gefahr droht, in

den Brunnen zu stürzen , und mit ihr tritt er dann in die Ehe. Das Glück wird durch die Geburt eines Kindes vermehrt.

Aber im Hintergrunde taucht das Gespenst seiner Vergangenheit auf. Es erschüttert nicht nur sein Zutrauen zu den Mitmenschen, ja, es verdüstert sein Leben, was zur Folge hat, dass er missmutig und jähzornig wird und sich an seinem Weibe und Kinde vergreift.

Der Dichter will uns vor Augen führen, dass bei den Arbeitern eine Auseinandersetzung kaum in Worten zu besänftigen oder zu schlichten ist, sondern dass körperliche Kraft bei Streitigkeiten ihren Lauf nimmt. Der Dichter drückt diesen Tatbestand folgendermassen aus:  
„Wer wüsste nicht, wie oft es denen, die wir ‚Arbeiter‘ nennen, zum Verhängnis wird, dass ihre Hand allein ihr Leben machen muss! Wo in der Leidenschaft das ungeübte Wort nicht reichen will, da fährt sie, als ob's auch hier von ihr zu schaffen wäre, wie von selbst dazwischen, und was ein Nichts, ein Hauch war, wird ein schweres Unheil. Und geschah es einmal, so geschieht's auch ferner, denn die meisten dieser Leute, just nicht die schlechtesten, sie leben ihre Zeit dahin und haben ihre Augen nur auf heut und morgen; was gewesen und vergangen ist, gibt ihnen keine Lehre.“<sup>1)</sup>

Dieses Verhängnis belastet auch John Glückstadt. Wir sehen dies in der Episode seines Angriffes auf den maulfrechen Matrosen, von dem sein Weib eine Betteldirne gescholten war, und dem er fast den Schädel eingeschlagen hatte. Da war es nicht verwunderlich, dass er, durch den Druck der elenden Lage ohnehin gereizt und durch ein unbedachtes Wort seiner Frau aufs Tiefste verletzt, wieder einmal die Hand gegen sie erhebt. Die Frau tut dabei

---

1) Theodor Storm. Sämtliche Werke. Bd.2. S.635.

einen unglücklichen Fall und stirbt an dessen Folgen. Auch hier liegt, wie bei seinem unglückseligen Vergehen in der Jugendzeit, keine vorbedachte Handlung vor, die John Glückstadt in ihrem Ausmass und ihren Folgen hätte voraussehen können, aber in ihrem Ergebnis muss er sie sich zurechnen, sie lastet als schwere Schuld auf ihm.

Nach dem Tode seiner Frau wird er von Reue gepeinigt. Er ist nicht mehr der jähzornige Mann. Wir sehen in ihm nunmehr als einen fürsorgenden und liebenden Vater zu seinem Kinde, obgleich er oft arbeitslos ist und von Hunger geplagt wird. Bei der fürchterlichen Kälte im Winter haut er den Bretterzaun am Brunnen ab, damit sein Kind es warm im Hause hat. Er weiss, dies ist ein neues Vergehen, aber die Liebe zu seinem Kinde überwindet alles. Er hatte doch den Zaun auf eigene Kosten errichtet. Nach den heutigen Gesetzen würde diese Tat kaum als ein Vergehen angerechnet werden. Wir können daher keinen Finger auf ihn weisen. Mit seinem früheren Zuchthausgenossen vermeidet er jeglichen Umgang, und das Tragische ist, dass diese unvermeidliche Begegnung es zur Folge hatte, seine kümmerliche Arbeit zu verlieren. In seiner tiefsten Not, wo er nicht aus noch ein weiss und sein Kind zu verhungern drohte, entschliesst er sich, einige Kartoffeln von einem Felde in der Nähe des Brunnens zu entwenden. Aber sein Gewissen schlägt ihm nach der verübten Tat. Er leert das Säcklein, das halb gefüllt war, wieder um.

Auf dem Rückwege verunglückt er und fiel in den Brunnen.

In dieser Novelle liegt die Idee in der verlorenen gesellschaftlichen Ehre und in der Unmöglichkeit, eine Tat ungeschehen zu machen. Dann kommt die Frage, wie

sich die Arbeitslosigkeit auf den besitzlosen Proletarier seelisch und sittlich auswirkt. Muss ein müssiger Mensch, der nicht in ehrlicher Arbeit sein Brot verdienen kann, sich nicht notwendig gegen eine Gesellschaftsordnung richten, welche ihm seinen Lebensunterhalt verweigert?

John Hansen hat ein sehr feines verletzendes Ehrgefühl. Unter allen Umständen will er durch ehrliche Arbeit seinen Unterhalt sichern und ein lauterer Leben führen. Aber die Gesellschaft sieht ihn immer nur als Verbrecher. Dies tritt deutlich hervor nach dem Bericht des Gendarms bezüglich des zufälligen Zusammentreffens Johns mit Wenzel, indem sie ihm die Achtung als Mensch versagt und ihm seine Arbeit kündigt, und so macht die Gesellschaft sich selbst zum Verbrecher.

Was die Gesellschaft einst an John Hansen versäumt hat, das wird von liebevollen Menschen an der Tochter wieder gut gemacht. Und so kommt die Waage der Gerechtigkeit dennoch zum Ausgleich.

R Ü C K B L I C K

R Ü C K B L I C K  
-----

In den erwähnten fünf Novellen Theodor Storms gewinnen wir ein Bild der Spannung zwischen dem Adel und dem aufsteigenden Bürgertum und dem Verfall der Macht des Adels. Dies geschieht aus mehreren Gründen, die hier erwähnt werden müssen.

Wir sehen, wie der Adel abgesondert von seinen bürgerlichen Mitmenschen dahin lebt. Dies offenbart sich hauptsächlich in den Novellen „Im Schloss“ und „Zur Chronik von Grieshuus“. In beiden Fällen werden die gewöhnlichen Menschen von den Schlossherren verachtet und der Umgang mit diesen streng vermieden.

Die Kinder werden mit der gleichen Anschauung erzogen. Es wird in der Novelle „Im Schloss“ erwähnt, dass sich dort im Rittersaal unter den Gemälden der Ahnen das Bild eines Prügelknaben mit dem Sperling auf der Hand befand. Dies Bild hatte entschieden den Zweck, die Minderwertigkeit der gewöhnlichen Leute im Gegensatz zu den feinen Menschen für die kommenden Geschlechter anzudeuten. Anders können wir es nicht erklären, weswegen ein solches Bild, das keinen Zusammenhang mit den adligen Vorfahren hatte, dort seinen Platz finden musste. Jedenfalls sollte dies Bild für kommende Generationen als eine Richtschnur dienen mit der Idee, eine Gemeinschaft mit den einfachen Menschen zu verhindern.

Was der Adel aber vergass, war, dass man im Leben fortschreiten und in die Zukunft schauen muss und nicht den Blick nach hinten wenden wie einst Lots Weib getan, die dadurch umkam. Aber sie sahen das nicht ein, sie hatten nicht bemerkt, dass die Zeiten sich geändert hatten und eine neue Epoche eingetreten war, nämlich die

Erhebung des Bürgerstandes, welcher mit Riesenschritten vorwärts strebte, während der Adel auf derselben Stufe stand wie seine Vorfahren. Dies besiegelte das Schicksal des adligen Geschlechts.

Die Hauptperson in der Novelle „Im Schloss“, Anna, die Tochter des Schlossherrn, wird von ihrem Vater in diesem Irrtum erzogen. Dies ist auch der Fall bezüglich der Erziehung der beiden Söhne des Schlossherrn in der Erzählung „Zur Chronik von Grieshuus“. Anna hat sich nach dem Willen ihres Vaters widerstandslos zu fügen. Die Ehe mit einem schwächtigen Junker, den sie nicht liebt, wird ihr aufgezwungen. Sie hat kein Recht, selbständig zu handeln. In ihrer unglücklichen Lage fühlt sie sich verlassen und einsam. Sie sehnt sich nach Glück und Liebe, denn die Menschen des Adels sind nicht anders gestaltet als die gewöhnlichen Menschen. Demnach ist es nicht zu verwundern, dass ihre Liebe schliesslich zum Durchbruch kommt mit einem begabten und gebildeten bürgerlichen Menschen, Arnold, mit dem sie sich nach dem Tode ihres Gatten vermählt und somit die verrottete Tradition des Adels abschüttelt zu einem Siege des Bürgertums.

Die Söhne des Schlossherrn in der Novelle „Zur Chronik von Grieshuus“ werden nach dem gleichen Schema wie Anna erzogen. Hier widersetzt sich der eine dem Willen seines Vaters und handelt genau so selbständig wie Anna es getan hatte. Aber durch die Handlung seines Bruders wird sein Eheglück zerstört und das Schicksal des jüngeren Bruders, der den Standpunkt seines Vaters vertritt, führt ihn in den Tod und bringt den Untergang dieses Geschlechtes mit sich. Dies Schicksal hätte vermieden werden können durch eine gebührende Achtung den gewöhnlichen Menschen gegenüber.

In der Novelle „Auf dem Staatshof“ haben wir ebenfalls das Thema der unglücklichen Liebe wie „Im Schloss“. Anne-Lene, von adliger Abstammung, hat ein Verlöbnis mit einem gleichgültigen Junker, der sie verlässt, als der Rest ihres Vermögens verloren ging. Somit sehen wir, dass es mit dem Adel nicht alles kerngesund ist, wie es äusserlich erscheint. Die schöne verlassene Anne-Lene wagt es nicht, die rettende Hand des bürgerlichen Marx, ihres Kameraden seit ihrer Jugendzeit, der inzwischen ein Arzt geworden ist, zu ergreifen, um ihn nicht mit dem Schicksal ihres heruntergekommenen Hauses zu belasten, und findet den Tod. Wie Anna in der Novelle „Im Schloss“ führte sie ein einsames Leben, aber hier mangelt es an Selbständigkeit und festem Willen ihrerseits, und dies beschliesst ihr Schicksal. Man sieht, es ist nicht leicht für den Adel, sich den neuen Verhältnissen anzupassen.

Dasselbe Thema, nämlich das der unglücklichen Liebe, bespricht Storm in der Erzählung „Auf der Universität“. Die Personen hier gehören nicht zu dem Adel. Das Schicksal der Hauptperson wird herbeigeführt durch den unheilvollen Standesunterschied unter den Menschen.

Lenore Beauregard, die reizende Tochter eines französischen Flickschneiders, kommt während der Tanzstunden in Umgang mit vornehmen Mädchen, die weit über Lenores sozialer Stufe stehen, von denen sie geächtet und geschnitten wird. Durch den ihr angeborenen feinen Takt enthoben, überlässt, als sie von der Untreue ihres Verlobten, Christoph Werner, einem Tischler, hört, sie sich ganz ihrem feurigen Temperament und wird das Opfer des „Raugrafen“, eines zügellosen Studenten auf der Universität. Als sie dann erfährt, dass ihr Geliebter ihr in Wahrheit treu war, ertränkt sie sich. Lenore war genau wie Anne-

Lene unfähig, sich den neuen Verhältnissen anzupassen und sich wieder in den Stand zu versetzen, in dem sie zu Hause aufgewachsen war. Sie zieht es vor, ein Leben mit Vergnügungen und Genuss durchzubringen, denn ihre Liebe zu dem Tischler Christoph Werner, vom Handwerkerstand, ist nur oberflächlich und nicht nach ihrem Behagen. Lenores Untergang ist durch den Standesunterschied bestimmt.

Völlig abgesondert von den besprochenen vier Novellen ist die Erzählung „Ein Doppelgänger“. Sie behandelt das Thema des Verhältnisses zwischen dem Bürgertum und dem Arbeiter, in diesem Falle eines vorbestraften Arbeiters, der vergebens in redlichen Bemühungen versucht, sich wieder emporzubringen. Aber die harte Welt stösst ihn immer wieder zurück, und somit geht er zugrunde.

So ergibt sich aus der Besprechung dieser Novellen, dass Storm, der sich vor allem in „untergehende Epochen“ interessierte, darstellt, dass die alten Traditionen des Adels rein äusserlich sind und keine innerlichen Kräfte mehr aufweisen, der Adel unfähig ist, sich der neuen Zeit anzupassen. Ferner, dass nicht äussere Lebensgüter den Wert des Menschen bestimmen, sondern innere Werte. Diese innere Kraft liegt in der Familie, die Storm als lebendige Gemeinschaft betrachtet mit einer sittlichen Verpflichtung.

B I B L I O G R A P H I E

B I B L I O G R A P H I E

1. Biese, Alfred. Deutsche Literaturgeschichte. München. o.J.
2. Brecht, Walter. Storm und die Geschichte. Dt. Vierteljahrschr.f.Literaturwiss. u.Geistesgesch., Bd.3 (1925). S.444-62.
3. Boll, Karl. Die Weltanschauung Theodor Storms, Berlin 1940 (Neue deutsche Forschungen, Bd.278).
4. Frommel, Otto. Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung, darin III Theodor Storm (S.87-114).Berlin 1902.
5. Kayser, Wolfgang. Bürgerlichkeit und Stammestum in Theodor Storms Novellendichtung. Berlin 1938.
6. Klein, Johannes. Theodor Storms Entwicklung als Novellist. Germ.rom.Monatsschrift, 25.Jahrg.S.15-34. Heidelberg 1937.
7. Litzmann, Berthold. Theodor Storm. Zwei Aufsätze.Mitt. d.literarhist.Gesellsch. Bonn, 11. Jahrg. 1917-18.
8. Oehlke, Waldemar. Die deutsche Literatur seit Goethes Tode. Halle, 1921.
9. Pitrou, Robert. La vie et l'oeuvre de Theodor Storm. Paris. 1920.
10. Schmidt, Erich. Theodor Storm, in Charakteristiken. Bd.1. 2.Aufl.Berlin, 1902.
11. Seidel, Willi. Die Natur als Darstellungsmittel in den Erzählungen Theodor Storms. Diss. München, 1911.
12. Stern, Adolf. Theodor Storm, Studien zur Literatur der Gegenwart. 3.Aufl.Dresden. 1905.
13. Storm, Theodor. Sämtliche Werke. Tempel Verlag, Berlin. o.J.
14. Storm, Theodor. Werke. Drömersche Verlagsanstalt. München. o.J.
15. Stuckert, Franz. Idyllik und Tragik in der Dichtung Theodor Storms. Dt.Vierteljahrschr.Bd.15 (1937).S.510-543.
16. Stuckert, Franz. Storms Menschendarstellung, Dichtung und Volkstum. Bd.38 (1937). S.438-457.
17. Stuckert, Franz. Theodor Storms novellistische Form. Germ.rom.Monatsschr. Bd.27 (1939), S.24-39.
18. Stuckert, Franz. Storms Religiosität. Dt.Vierteljahrschr.Bd.19 (1941) S.183-207.
19. Stuckert, Franz. Theodor Storm. Der Dichter in seinem Werk. Tübingen. 1952.
20. Stuckert, Franz. Theodor Storm. Sein Leben und seine Welt. Bremen. 1955.
21. Wooley, Elmer Otto. Studies in Theodor Storm. Indiana University Publications. Hum.Ser. 10, Bloomington, Indiana. 1943.

-----